Ph.u.
406

BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.

Söckler sc. 1779.

Phil. 1291. a.

<36603743500014

<36603743500014

Bayer. Staatsbibliothek

Phil 1297 a
Ph. u. 406
Philos. Opera varia. 249.
R.

Kantische Blumenlese,

oder

solche Stellen

aus Kants Schriften, die für Jedermann faßlich, interessant und lehrreich sind.

Nebst einer Abhandlung

über die

Hauptresultate der kantischen Philosophie.

Von

J. G. Rätze.

Zittau und Leipzig,

bey Johann David Schöps

1799.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Unter den Männern Deutschlands, die sich zu den gebildeten rechnen, möchten wohl wenige seyn, denen der Name und der Ruf der kantischen Philosophie gänzlich unbekannt geblieben wäre. Der Eindruck aber, den diese Philosophie auf sie gemacht hat, ist so verschieden, als die Quellen, aus welchen dem Einen oder dem Andern die Kenntniß oder auch nur die Nachricht von ihr zufloß. Nur einige Wenige kennen und achten ihren Werth hinlänglich. Die Uebrigen sehn sie, aus Unwissenheit und Vorurtheil, allenfalls zwar für etwas Großes, aber fürs ge-

meine Leben dennoch Unbrauchbares an, ja ein großer Theil hält sie gar für eine Quelle des Unglaubens, der Sittenlosigkeit und der bürgerlichen Unruhe.

Vergleicht man die neue Philosophie mit der alten, so darf man sich über eine solche Verkennung der erstern eben nicht wundern. Denn größtentheils erscheint sie, so wohl der Form als auch dem Inhalte nach, nicht nur in der Gestalt der Neuheit, sondern auch als eine Gegnerin der alten Philosophie. Dadurch wird sie nun theils für die ungeübte, träge Denkkraft, theils aber auch für die Eitelkeit ein Stein des Anstoßes. Ja, was noch mehr ist, selbst einige denkende und rechtschaffene Männer werden dadurch irre, und sehen in der Bestreiterin der alten Philosophie auch zugleich eine Gegnerin der guten Sache der Menschheit. So ist es zum Beyspiel eine Hauptabsicht

der Vernunftcritik, daß sie Moral und Religion vor allen philosophischen und unphilosophischen Angriffen in Sicherheit zu stellen sucht. Aber aus Mißverständniß und blinder Nachbeterey wird sie von vielen selbst für eine Feindin der Religion und Moral gehalten. Man meint nehmlich: daß sie durch die Ungewißheit der theoretischen Beweise fürs Daseyn Gottes die Religion untergrabe, und die Moral durch die Hinauswerfung der Glückseligkeitsprincipien zu etwas Abschreckendem und Untauglichem mache.

Daher ist es gar kein Wunder, wenn sich sowohl gutmüthiger als auch bösartiger Partheygeist wider die critische Philosophie rüstete, und die an und für sich zwar unmächtigen, aber dennoch eine Zeitlang betäubenden Waffen der Klagelieder, der Schmähsucht und der Sophisterey gegen dieselbe ergriff. Aber ohne auf den

Nach-

Nachtheil zu sehen, der daraus für solche heilsame Wahrheiten entsteht, ist es schon an und für sich etwas Unerträgliches eine solche wohlthätige Lehre verkannt und unterdrückt zu sehen. Um nun einer solchen Verkennung Einhalt zu thun, ist es wohl ein zweckmäßiges Mittel, wenn eine Menge der geistvollsten und faßlichsten Stellen aus den kantischen Schriften wörtlich ausgehoben und in einer Schrift zusammen gestellt werden. Dadurch kann sich ein jeder, der diese Philosophie aus Mangel an Zeit, Lust oder Gelegenheit nicht studiren kann, leicht überzeugen, daß von derselben nichts zu fürchten, wohl aber vieles zu hoffen ist. Denn eben die Wahrheiten, die sie in den ausgezogenen Stellen mit Würde und Anmuth vorträgt, die hat sie überall in ihrem System mit gewaffneter Hand nachdrücklich und siegreich vertheidiget. Die Ausfälle, die sie bisweilen selbst wider die Re-

ligion

ligion thut, sind blos scheinbar. Sie gelten entweder nur den **grundlosen Religionsstützen** der Religionsvertheidiger, oder den **nichtigen Luftstreichen** der Religionsbestreiter, **nicht** aber der Religion selbst. Denn gerade die zerbrechlichen Waffen der Religionsfreunde machten die Religionsfeinde so übermüthig und scheinbar siegreich. Deswegen entwaffnete die Critik nicht bloß die **Bestreiter**, sondern auch die **Vertheidiger** der Religion, aber mit dem Unterschiede, daß sie diese aufs Neue mit **moralischen**, unüberwindlichen Waffen versah, jene aber gänzlich **waffenlos** stehen ließ.

Hoffentlich sind die hier zusammengetragenen Stellen für alle Gutgesinnte faßlich, angenehm und lehrreich, und dadurch vielleicht auch vermögend, eine günstigere Meinung von der kantischen Philosophie in Umlauf zu bringen, und zugleich zu zei-

gen,

gen, daß die ewigen Klagen über die Unverständlichkeit und Schwerfälligkeit der kantischen Sprache großentheils ungegründet sind. Es ist freylich nicht die Sprache und der Styl eines Romans, aber als eine philosophische Schreibart ist sie, eine Menge Stellen ausgenommen, nachahmungswürdig. Man sehe z. B. in diesen Auszügen die Stelle von dem Beweise für das Daseyn Gottes aus der Natur nach, und urtheile selbst. Die Unverständlichkeit der kantischen Sprache besteht in einer Menge neuer Kunstwörter. Wer kann sich aber darüber in einem System von neuen Principien und neuen Ansichten der Dinge mit Grunde beklagen? Es ist genug, daß die Critiken ihre neuen Kunstwörter und Ideen mehr als zwanzig Mahl auf das schönste und deutlichste erklären. Die Schwerfälligkeit des Styls aber, die öfters in den kantischen Schriften

ten angetroffen wird, ist größtentheils aus dem Bemühen entstanden, sich zu erklären und deutlich zu machen. Um die Verwandtschaft und Verbindung der einen Idee mit der andern zu zeigen; um es klar zu machen, wie, wo und warum die eine Idee in die andere eingreift und ein harmonisches Ganze bildet, deswegen sind oft in eine Periode eine Menge Ideen hinein geschoben worden, welche Anhäufung von Parenthesen dem Style freylich die Annehmlichkeit entzieht. Dergleichen Stellen machen einige Mühe für den Leser, aber diese Mühe gewährt auch eine deutliche Einsicht in das Ganze des Systems.

Der Wunsch, die Furcht vor der kantischen Philosophie und Sprache etwas zu vermindern, hat diese Sammlung von kantischen Stellen veranlaßt, die überdieß auch schon wegen der Vortrefflichkeit ihres

Inhalts

Inhalts einer allgemeinen Ausbreitung werth zu seyn scheinen.

Es sind neben den unächten Früchten der Aufklärung auch eine Menge gute und heilsame gereift. Aber was hilfts, die noch größere Menge des Unkrauts von Irrthümern und Vorurtheilen, das auf allerley Boden wächst, überzieht und verbirgt das Daseyn der guten Früchte. Der Geist der Wahrheit ruft zwar hie und da stark genug: Anstalten! Anstalten! zur Veredlung der Menschheit, zur Belebung des moralischen und religiösen Sinnes, zum Aufsuchen und Geniessen der herrlichen Früchte, die unter dem Sonnenschein der moralischen Aufklärung heran gewachsen sind! Aber Viele stellen sich so fremde und schüchtern gegen diesen Wahrheit liebenden Geist, und selbst mancher gutwillige Petrus, wenn es zur That kommt, sagt, ich kenne dich nicht!

Die Abhandlung über die Hauptresultate der kantischen Philosophie, die ich diesen Auszügen beygefügt habe, stellt einige Hauptpunkte der critischen Philosophie dar, und kann vielleicht den Einen oder den Andern überzeugen, daß diese Philosophie eine gute Absicht bey ihren religiösen Untersuchungen zum Ziel hat.

Die erste Zeile in der Inhaltsanzeige bezieht sich auf die Seite der vorliegenden Schrift selbst; die zweyte Zeile aber weißt auf Titel und Seite der kantischen Schriften zurück. R. V. bedeutet: Critik der reinen Vernunft; R. Rechtslehre; U. Urtheilskraft; S. kl. Sch. sämmtliche kleine Schriften; P. practische Vernunft; T. Tugendlehre; G. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten; Z. e. F. zum ewigen Frieden.

Die

Die Critik der reinen Vernunft ist nach der dritten, die der practischen nach der ersten, die der Urtheilskraft nach der zweyten, und die Grundlegung der Metaphysik nach der dritten Auflage angeführt worden.

Inhalts-

Inhaltsanzeige.

I. Moral.

Guter Wille. . . Seite 1
G. 1-4.
Freyheit des Willens. . 4
G. 98. R. V. 562. P. 175-176. 54.
Moralgesetz. . . 6
G. 52. 54-56.
Pflicht. 10
T. 2. G. 9-11. P. 154.
Triebfeder. . . . 15
P. 158-159. S. kl. Sch. 476-478. P. 62. 156-157. 277-279.
Tugend. . . . 23
T. 46-47. 9-10. G. 61-62. T. 52. P. 150-152.
Achtung gegen sich und Andere. . 27
T. 93-94. 140. P. 135-136.
Sittlichkeit der Handlung. . 29
P. 272-276.

Selbst-

Selbsterkenntniß. : : Seite 33
T. 104:105. 25. S. kl. Sch. 3. B. 498.
Lüge. : : : 36
T. 83 : 86.
Unlauterkeit. : : 39
R. V. 775:778. S. kl. Sch. 3. B. 413.
Demuth. : : 41
T. 94:96. U. 108 : 109.
Hochmuth. : : : 43
T. 144 : 145.
Afterreden. : : 44
T. 145 : 146.
Verhöhnung. : : 46
T. 147 : 148.
Wohlthätigkeit. : : 48
T. 124 : 125. 131.
Dankbarkeit : : 50
T. 127 : 129. 135.
Politik. : : : 53
Z. e. F. 67. 87. 91.
Einsamkeit. : : 55
U. 126 : 127.
Freyheit im Denken. : : 57
R. V. 780. 774 : 775. 805 : 806. 782 : 784.
S. kl. Sch. 3. B. 298 : 299. 302 : 304.
Revolution. : : : 64
R. 176 : 180. S. kl. Sch. 3. B. 473 : 474.
Strafe. : : 68
R. 196 : 197.
Erziehung des schönen Geschlechts. : 70
S. kl. Sch. 1. B. 331 : 334.

Tugend

Tugend des schönen Geschlechts. Seite 73
S. kl. Sch. 1. B. 334 : 335.
Vorrechte der Ehegatten. : 74
S. kl. Sch. 1. B. 352 : 353.
Ascetik, oder Regeln zur Tugendbildung. 75
T. 176 : 178.
Moralischer Catechismus. : 78
T. 168 : 173. 175.

II. Religion.

Beweis fürs Daseyn Gottes aus der Natur. 85
R. V. 650 : 652.
Beweis fürs Daseyn Gottes aus der Moral. 88
U. 416. R. V. 857 : 858. S. kl. S. 3. B. 301 : 302.
Hoffnung besserer Zeiten. : 90
S. kl. Sch. 3. B. 269. 481 : 485. R. V. 371 : 374.
Theodicee, oder Vertheidigung der göttlichen Weisheit wegen der Uebel in der Welt. 96
S. kl. Sch. 3. B. 403 : 408.
Christenthum. : : 104
S. kl. Sch. 3. B. 512 : 516.

III. Speculative Philosophie.

Nutzen der Critik der reinen Vernunft. 107
R. V. Vorrede. XXIV - XXV.
Land des reinen Verstandes. : 109
R. V. 294 : 295.

Veruneinigung der Vernunft mit sich selbst. S. 111
R. V. 492. 503.
Unbedingte Nothwendigkeit. = 112
R. V. 641.
Unzulänglichkeit des ontologischen Beweises fürs Daseyn Gottes. = 113
R. V. 630.
Unzulänglichkeit des cosmologischen Beweises fürs Daseyn Gottes. = 114
R. V. 634.
Unzulänglichkeit des physicotheologischen Beweises fürs Daseyn Gottes. = 115
R. V. 652. 653. 657 = 658.
Neue Wörter zu bilden. = 118
R. V. 368 = 369.
Letzte Periode in der Critik der reinen Vernunft. = = 119
R. V. 884.

IV. Abhandlung.

Anzeige der Hauptresultate der kantischen Philosophie. = = 120

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I.

Guter Wille.

Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Verstand, Witz, Urtheilskraft und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze, als Eigenschaften des Temperaments, sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswerth; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll, und dessen eigenthümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es eben so bewandt. Macht, Reichthum, Ehre, selbst Gesund-

heit und das ganze Wohlbefinden und die Zufriedenheit mit seinem Zustande, unter dem Namen der Glückseligkeit, machen Muth und hierdurch öfters auch Uebermuth, wenn nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben aufs Gemüth berichtige und allgemein zweckmäßig mache. Mäßigung in Affecten und Leidenschaften, Selbstbeherrschung und nüchterne Ueberlegung sind nicht allein in vieler Absicht gut, sondern scheinen auch sogar einen Theil vom innern Werthe der Person auszumachen; allein es fehlt viel daran, um sie ohne Einschränkung für gut zu erklären, (so unbedingt sie auch von den Alten gepriesen worden sind). Denn ohne Grundsätze eines guten Willens können sie höchst böse werden, und das kalte Blut eines Bösewichts macht ihn nicht allein weit gefährlicher, sondern auch in unsern Augen noch verabscheuungswürdiger, als er ohne dieses dafür würde gehalten worden seyn.

Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zur Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d. i. **an sich**, **gut**, und, für

sich

sich selbst betrachtet, ohne Vergleich weit höher zu schätzen, als alles, was durch ihn zu Gunsten irgend einer Neigung, ja der Summe aller Neigungen, nur immer zu Stande gebracht werden könnte. Wenn gleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals, oder durch kärgliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur, es diesem Willen gänzlich an Vermögen fehlte, seine Absicht durchzusetzen; wenn bey seiner größten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde, und nur der gute, alle mögliche Mittel ergreifende Wille übrig bliebe, so würde er, wie ein Juwel, doch für sich selbst glänzen, als etwas, das seinen vollen Werth in sich selbst hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kann diesem Werthe weder etwas zusetzen, noch abnehmen. Sie würde gleichsam nur die Einfassung seyn, um ihn im gemeinen Verkehr besser handhaben zu können, oder die Aufmerksamkeit derer, die noch nicht genug Kenner sind, auf sich zu ziehen, nicht aber, um ihn Kennern zu empfehlen, und seinen Werth zu bestimmen.

Freyheit des Willens.

Freyheit des Willens ist diejenige Eigenschaft des Willens, sich, unabhängig von der Nöthigung durch sinnliche Antriebe, von selbst zu bestimmen; oder dasjenige Vermögen des Willens, sich selbst ein Gesetz zu seyn. Dieses Gesetz aber, welches sich der Wille aus Freyheit gibt, und welches er auch aus Freyheit befolgen kann und soll, ist kein anderes, als das Moralgesetz, mithin ist ein freyer Wille und ein Wille unter sittlichen Gesetzen einerley.

Ein Mensch mag künsteln, so viel er will, um ein gesetzwidriges Betragen, dessen er sich erinnert, sich als unvorsetzliches Versehen vorzumahlen, so findet er doch, daß der Advocat, der zu seinem Vortheil spricht, den Ankläger in ihm keinesweges zum Verstummen bringen könne, wenn er sich bewußt ist, daß er zu der Zeit, als er das Unrecht verübte, nur bey Sinnen, und also im Gebrauche seiner Freyheit war.

Setzet,

Setzet, daß jemand von seiner wollüstigen Neigung vorgibt, sie sey, wenn ihm der beliebte Gegenstand und die Gelegenheit dazu vorkämen, für ihn ganz unwiderstehlich, ob, wenn ein Galgen vor dem Hause, da er diese Gelegenheit trifft, aufgerichtet wäre, um ihn sogleich nach genossener Wollust daran zu knüpfen, er alsdenn nicht seine Neigung bezwingen würde. Man darf nicht lange rathen, was er antworten würde. Fragt ihn aber, ob, wenn sein Fürst ihm, unter Androhung derselben unverzögerten Todesstrafe, zumuthete, wider einen ehrlichen Mann, den er gern unter scheinbaren Vorwänden verderben möchte, ein falsches Zeugniß abzulegen, ob er da, so groß auch seine Liebe zum Leben seyn mag, sie wohl zu überwinden für möglich halte. Ob er es thun würde, oder nicht, wird er vielleicht sich nicht getrauen zu versichern; daß es ihm aber möglich sey, muß er ohne Bedenken einräumen. Er urtheilt also, daß er etwas kann, darum weil er sich bewust ist, daß er es soll, und erkennet in sich die Freyheit, die ihm sonst ohne das moralische Gesetz unbekannt geblieben wäre.

Moralgesetz.

Das höchste Moralgesetz, aus welchem alle andere Gebote der Pflicht abgeleitet werden können, heißt so: handle nur nach demjenigen Grundsatze, von dem du zugleich wollen kannst, daß er ein allgemeines Gesetz werde. Zum Beispiel, es sieht sich einer durch Noth gedrungen, Geld zu borgen. Er weiß wohl, daß er nicht wird bezahlen können, sieht aber auch, daß ihm nichts geliehen werden wird, wenn er nicht festiglich verspricht, es zu einer bestimmten Zeit zu bezahlen. Er hat Lust, ein solches Versprechen zu thun. Noch aber hat er so viel Gewissen, sich zu fragen: ist es nicht unerlaubt und pflichtwidrig, sich auf solche Art aus der Noth zu helfen? Gesetzt, er beschlösse es doch, so würde sein Grundsatz der Handlung so lauten: Wenn ich mich in Geldnoth zu seyn glaube, so will ich Geld borgen und versprechen, es zu bezahlen, ob ich gleich weiß, es werde niemahls gesche-

geschehen. Nun ist dieser Grundsatz der Selbstliebe oder der eigenen Zuträglichkeit mit meinem ganzen künftigen Wohlbefinden vielleicht wohl zu vereinigen, allein jetzt ist die Frage: ob es recht sey? Ich frage mich daher so: wie es dann stehen würde, wenn mein eigennütziger Grundsatz ein allgemeines Gesetz würde? Da sehe ich nun sogleich, daß derselbe niemahls als ein allgemeines Gesetz gelten und mit sich selbst zusammen stimmen könne, sondern sich nothwendig widersprechen müsse. Die Allgemeinheit eines solchen Gesetzes würde das Versprechen und den Zweck, den man damit haben mag, selbst unmöglich machen, indem niemand glauben würde, daß ihm was versprochen sey, sondern über alle solche Aeußerungen, als eitles Vorgeben, lachen würde.

Ein anderer findet in sich ein Talent, welches ihn, vermittelst einiger Cultur, zu einem in allerley Absicht brauchbaren Menschen machen könnte. Er sieht sich aber in bequemen Umständen, und zieht vor, lieber dem Vergnügen nach zu hängen, als sich mit Erweiterung und Verbesserung seiner glück=

glücklichen Naturanlagen zu bemühen. Noch fragt er sich aber: ob das auch mit dem, was man Pflicht nennt, übereinstimme? Da sieht er nun, daß zwar eine Natur nach einem solchen allgemeinen Gesetze immer noch bestehen könne, obgleich der Mensch (so wie die Einwohner der Südsee) sein Talent rosten ließe, und sein Leben bloß auf Müßiggang, Ergötzlichkeiten, Fortpflanzung, mit einem Wort, auf Genuß zu verwenden bedacht wäre. Allein er kann unmöglich wollen, daß dieses ein allgemeines Gesetz werde. Denn als ein vernünftiges Wesen will er nothwendig, daß alle Vermögen in ihm entwickelt werden, weil sie ihm doch zu allerley möglichen Absichten dienlich und gegeben sind.

Oder es denkt einer, dem es wohl geht, indessen er sieht, daß andere mit großen Mühseligkeiten zu kämpfen haben (denen er auch wohl helfen könnte): was gehts mich an? mag doch ein jeder so glücklich seyn, als es der Himmel will, oder er sich selbst machen kann, ich werde ihm nichts entziehen, ja nicht einmahl beneiden. Nur zu seinem

Wohlbefinden, oder seinem Beystande in der Noth habe ich nicht Lust, etwas beyzutragen! Nun könnte allerdings, wenn eine solche Denkungsart ein allgemeines Gesetz würde, das menschliche Geschlecht gar wohl bestehen, und ohne Zweifel noch besser, als wenn jedermann von Theilnehmung und Wohlwollen schwatzt, auch sich beeifert, gelegentlich dergleichen auszuüben, dagegen aber auch, wo er nur kann, betrügt, das Recht der Menschen verkauft, oder ihm sonst Abbruch thut. Aber, ob es gleich möglich ist, daß nach jenem Grundsatze ein allgemeines Naturgesetz wohl bestehen könnte, so ist es doch unmöglich, zu w o l l e n, daß ein solches allenthalben gelte. Denn ein Wille, der dieses beschlösse, würde sich selbst widerstreiten, indem der Fälle sich doch manche ereignen können, wo er anderer Liebe und Theilnehmung bedarf, und wo er, durch ein solches, aus seinem eigenem Willen entsprungenes Naturgesetz, sich selbst alle Hoffnung des Beystandes, den er sich wünscht, rauben würde.

Pflicht.

Pflicht.

....

Die Menschen, ob sie gleich das Ansehen des Moralgesetzes selbst anerkennen, sind dennoch unheilig genug dazu, daß sie die Lust wohl anwandeln kann, dasselbe dennoch zu übertreten. Auf der einen Seite flößt ihnen das Moralgesetz mit seinem unbedingten Gebot die höchste Achtung ein, auf der andern aber widerstehen die Neigungen diesem Gesetz. Da aber dennoch der Wille des Gesetzes gethan werden soll, so kann dieses nicht anders geschehen, als dadurch, daß der Mensch den Neigungen freywillig, aus Achtung gegen das Gesetz, widersteht. Zu diesem Widerstande wird die freye Willkühr des Menschen durch das Gesetz genöthiget, und der Gehorsam gegen diese Nöthigung des Gesetzes *) ist das, was man Pflicht

*) Diese Nöthigung des Gesetzes ist aber dennoch eine Nöthigung aus Freyheit, weil das Gesetz aus dem eigenen freyen Willen des Menschen hervorgeht. Nur für den sinnlichen

Pflicht nennt. Nur das, was aus Achtung gegen das Gesetz geschieht, ist Tugend. Die Neigungen mögen für oder wider die Pflicht seyn, so können sie im ersten Falle zur Moralität der Handlung nichts hinzuthun, im andern aber dürfen sie uns von dem, was Pflicht ist, nicht abhalten.

Sein Leben zu erhalten, ist zum Beyspiel Pflicht, und überdem hat auch jedermann von selbst Neigung dazu. Aber um deswillen hat die oft ängstliche Sorgfalt, die der größte Theil der Menschen dafür trägt, doch keinen innern Werth, und der Grundsatz derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar pflichtmäßig, aber nicht aus Pflicht. Dagegen, wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloser Gram den Geschmack am Leben gänzlich weggenommen haben; wenn der Unglückliche, stark an Seele, über sein Schicksal mehr entrüstet,

als

lichen Theil des Menschen ist dieß Gesetz ein Gebot, ein Sollen, eine Nöthigung; für den vernünftigen Theil ist es ein Gesetz, ein Wollen aus Freyheit.

als, kleinmüthig oder niedergeschlagen, den Tod wünscht, und sein Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung oder Furcht, sondern aus Pflicht, alsdann hat sein Grundsatz einen moralischen Gehalt.

Wohlthätig seyn, wo man kann, ist Pflicht, und überdem giebt es manche so theilnehmend gestimmte Seelen, daß sie, auch ohne einen Bewegungsgrund der Eitelkeit oder des Eigennutzes, ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um sich zu verbreiten, und die sich an der Zufriedenheit anderer, so fern sie ihr Werk ist, ergetzen können. Aber ich behaupte, daß in solchem Falle dergleichen Handlung, so pflichtmäßig, so liebenswürdig sie auch ist, dennoch keinen wahren sittlichen Werth habe. Gesetzt aber, das Gemüth jenes Menschenfreundes wäre von eigenem Gram umwölkt, der alle Theilnehmung an anderer Schicksal auslöscht, er hätte immer noch Vermögen, andern Nothleidenden wohl zu thun, aber fremde Noth rührte ihn nicht, weil er mit seiner eigenen genug beschäftigt ist, und nun, da keine Neigung ihn mehr dazu anreizt, risse er sich doch

aus

aus dieser tödlichen Unempfindlichkeit heraus, und thäte die Handlung ohne alle Neigung lediglich aus Pflicht, alsdenn hat sie allererst ihren ächten moralischen Werth.

Noch mehr, wenn die Natur diesem oder jenem überhaupt wenig Sympathie ins Herz gelegt hätte, wenn er (übrigens ein ehrlicher Mann) von Temperament kalt und gleichgültig gegen die Leiden anderer wäre, vielleicht, weil er selbst gegen seine eigene mit der besondern Gabe der Geduld und aushaltender Stärke versehen, dergleichen bey jedem andern auch voraussetzt, oder gar fordert; wenn die Natur einen solchen Mann (welcher wahrlich nicht ihr schlechtestes Produkt seyn würde) nicht eigentlich zum Menschenfreunde gebildet hätte, würde er denn nicht noch in sich einen Quell finden, sich selbst einen weit höhern Werth zu geben, als der eines gutartigen Temperaments seyn mag? Allerdings! gerade da hebt der Werth des Charakters an, der moralisch und ohne alle Vergleichung der höchste ist, nehmlich, daß er wohlthue, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht.

Pflicht!

Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bey sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet, und auch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachläßliche Bedingung desjenigen Werths ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

Trieb-

Triebfeder oder Bewegungsgrund der tugendhaften Handlungen.

Die ächte und einzige *Triebfeder* der Tugend ist das *Moralgesetz* selbst. Dieses läßt den Menschen die Erhabenheit seiner eigenen übersinnlichen Existenz spüren, und wirkt Achtung für seine höhere Bestimmung in ihm. Nun lassen sich mit dieser Triebfeder gar wohl die Reize und Annehmlichkeiten des Lebens verbinden, ja es kann sogar rathsam seyn, diese Aussicht auf einen fröhlichen Genuß des Lebens zu dem moralischen Beweggrunde hinzu zu thun; aber nur um den Anlockungen des Lasters das Gegengewicht zu halten, nicht um hierin die eigentlich bewegende Kraft zu setzen, wenn von Pflicht die Rede ist. Denn das würde so viel seyn, als die moralische Gesinnung in ihrer Quelle verunreinigen. Die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebens-

genuß

genuß zu schaffen; sie hat ihr eigenthümliches Gesetz und auch ihr eigenthümliches Gericht, und wenn man auch beyde noch so sehr zusammen schütteln wollte, um sie der kranken Seele, gleichsam als Arzeneymittel, vermischt zu reichen, so scheiden sie sich doch alsbald von selbst; und thun sie es nicht, so wirkt das erste gar nicht. Wenn aber auch das physische Leben hierbey einige Kraft gewönne, so würde doch das moralische ohne Rettung dahin schwinden.

Wie? ist es denn nur darum gut, tugendhaft zu seyn, weil es eine andere Welt gibt, oder werden die Handlungen nicht vielmehr dereinst belohnt werden, weil sie an sich selbst gut und tugendhaft waren? Enthält das Herz des Menschen nicht unmittelbar sittliche Vorschriften, und muß man, um ihn allhier seiner Bestimmung gemäß zu bewegen, durchaus die Maschine an eine andere Welt ansezzen? Kann derjenige wohl redlich, kann er wohl tugendhaft heißen, welcher sich gern seinen Lieblingslastern ergeben würde, wenn ihn nur keine künftige Strafe schreckte, und wird man nicht vielmehr sagen müssen, daß er

er zwar die Ausübung der Bosheit scheue, die lasterhafte Gesinnung aber in seiner Seele nähre; daß er den Vortheil der tugendähnlichen Handlungen liebe, die Tugend selbst aber hasse? Und in der That lehret die Erfahrung auch, daß so viele, welche von der künftigen Welt belehrt und überzeugt sind, gleichwohl dem Laster und der Niederträchtigkeit ergeben, nur auf Mittel sinnen, den drohenden Folgen der Zukunft arglistig auszuweichen. Aber es hat wohl niemahls eine rechtschaffene Seele gelebt, welche den Gedanken hätte ertragen können, daß mit dem Tode alles zu Ende sey, und deren edle Gesinnung sich nicht zur Hoffnung der Zukunft erhoben hätte. Daher scheint es der menschlichen Natur und der Reinigkeit der Sitten gemäßer zu seyn, die Erwartungen der zukünftigen Welt auf die Empfindungen einer wohlgearteten Seele, als umgekehrt ihr Wohlverhalten auf die Hoffnung der andern Welt zu gründen.

Wenn ein dir sonst beliebter Umgangsfreund sich bey dir wegen eines falschen abgelegten Zeugnisses dadurch zu rechtfertigen

vermeinte, daß er zuerst die, seinem Vorgeben nach, heilige Pflicht der eigenen Glückseligkeit vorschützte, alsdann die Vortheile herzählte, die er sich alle dadurch erworben, und die Klugheit namhaft machte, die er beobachtet, um wider alle Entdeckung sicher zu seyn, selbst wider die von Seiten deiner selbst, dem er das Geheimniß darum allein vertraute, damit er es zu aller Zeit ableugnen könne; dann aber im ganzen Ernst vorgäbe, er habe eine wahre Menschenpflicht ausgeübt: so würdest du ihm entweder gerade ins Gesicht lachen, oder mit Abscheu davon zurückbeben, ob du gleich, wenn jemand bloß auf eigene Vortheile seine Grundsätze gesteuert hat, wider diese Maaßregeln nicht das Mindeste einzuwenden hättest.

Oder setzet, es empfehle euch jemand einen Mann zum Haushalter, dem ihr alle eure Angelegenheiten blindlings anvertrauen könnet, und, um euch Zutrauen einzuflößen, rühmte er ihn, als einen klugen Menschen, der sich auf seinen eigenen Vortheil meisterhaft verstehe, auch als einen rastlos wirksamen, der keine Gelegenheit dazu ungenutzt

vorbey gehen ließe, endlich, damit auch ja nicht Besorgnisse wegen eines pöbelhaften Eigennutzes desselben im Wege stünden, rühmte er, wie er recht fein zu leben verstünde, nicht im Geldsammeln oder brutaler Ueppigkeit, sondern in der Erweiterung seiner Kenntnisse, einem wohlgewählten belehrenden Umgange, selbst im Wohlthun gegen die Dürftigen sein Vergnügen suchte, übrigens aber wegen der Mittel nicht bedenklich wäre, und fremdes Geld und Gut ihm hierzu, sobald er nur wisse, daß er es unentdeckt und ungehindert thun könne, so gut wie sein eigenes wäre: so würdet ihr entweder glauben, der Empfehlende habe euch zum Besten, oder er habe den Verstand verlohren. So deutlich und scharf sind die Grenzen der Sittlichkeit und der Selbstliebe abgeschnitten.

Hat nicht jeder auch nur mittelmäßig ehrliche Mann bisweilen gefunden, daß er eine sonst unschädliche Lüge, dadurch er sich entweder selbst aus einem verdrieslichen Handel ziehen, oder wohl gar einem geliebten und verdienstvollen Freunde Nutzen schaffen konnte, bloß darum unterließ, um sich nicht

in Geheim in seinen eigenen Augen verachten zu dürfen? Hält nicht einen rechtschaffenen Mann im größten Unglücke des Lebens, das er vermeiden konnte, wenn er sich nur hätte über die Pflicht wegsetzen können, noch das Bewustseyn aufrecht, daß er die Menschheit in seiner Person doch in ihrer Würde erhalten und geehrt habe, daß er sich nicht vor sich selbst zu schämen und den innern Anblick der Selbstprüfung zu scheuen Ursache habe? Dieser Trost ist nicht Glückseligkeit, auch nicht der mindeste Theil derselben. Denn niemand wird sich Gelegenheit dazu wünschen. Aber er lebt, und kann es nicht erdulden, in seinen eigenen Augen des Lebens unwürdig zu seyn. Diese innere Beruhigung ist also bloß eine Abhaltung der Gefahr, im persönlichen Werthe zu sinken, nachdem der Werth seines Zustandes von ihm schon gänzlich aufgegeben worden ist. Sie ist die Wirkung von einer Achtung für etwas ganz anderes, als das Leben, wogegen das Leben mit aller seiner Annehmlichkeit gar keinen Werth hat. Er lebt nur noch aus Pflicht, nicht weil er am Leben den mindesten Geschmack findet.

Man erzähle einem zehnjährigen Knaben die Geschichte eines redlichen Mannes, den man bewegeu will, den Verleumdern einer unschuldigen Person beyzutreten. Man bietet ihm Geschenke oder hohen Rang an, er schlägt es aus. Dieses wird bloßen Beyfall und Billigung in der Seele des Zuhörers wirken, weil es Gewinn ist. Nun fängt man es mit Androhung des Verlustes an. Es sind unter diesen Verleumdern seine besten Freunde, die ihm jetzt ihre Freundschaft aufsagen, nahe Verwandte, die ihn, der ohne Vermögen ist, zu enterben drohen, Mächtige, die ihn in jedem Orte und Zustande verfolgen und kränken können, ein Landesfürst, der ihn mit dem Verluste der Freyheit, ja des Lebens selbst bedroht. Ja was noch mehr ist, seine mit äußerster Noth und Dürftigkeit bedrohte Familie bittet ihn um Nachgiebigkeit, er selbst hat für eigene Noth sowohl als für Mitleid ein sehr empfängliches Gefühl, er wünscht den Tag, der ihn einem so unaussprechlichen Schmerze aussetzt, nicht erlebt zu haben. Dennoch bleibt er seinem Vorsatze der Redlichkeit treu, ohne zu wanken oder nur zu zweifeln. Und nun wird

wird mein jugendlicher Zuhörer stufenweise, von der bloßen Billigung zur Bewunderung, von da zum Erstaunen, endlich bis zur größten Verehrung, und einem lebhaften Wunsche, selbst ein solcher Mann seyn zu können (ob zwar freylich nicht in seinem Zustande) erhoben werden. Und gleichwohl ist hier die Tugend nur darum so viel werth, weil sie so viel kostet; nicht weil sie etwas einbringt. Die ganze Bewunderung und selbst die Bestrebung zur Aehnlichkeit mit diesem Charakter beruht hier gänzlich auf der Reinigkeit des sittlichen Grundsatzes, welche nur dadurch recht in die Augen fallend vorgestellt werden kann, daß man alles, was Menschen nur zur Glückseligkeit zählen mögen, von den Triebfedern der Handlung wegnimmt. Also muß die Sittlichkeit auf das menschliche Herz desto mehr Kraft haben, je reiner sie dargestellt wird. Woraus denn folgt, daß, wenn das Gesetz der Sitten und das Bild der Heiligkeit und Tugend auf unsere Seele überall einigen Einfluß ausüben soll, sie diesen nur so fern ausüben könne, als sie rein, und unvermengt von Absichten auf sein Wohlbefinden, als Triebfeder

feder ans Herz gelegt wird, darum, weil sie sich im Leiden am herrlichsten zeigt.

Tugend.

Tugend ist die moralische Stärke des Willens eines Menschen in Befolgung seiner Pflicht, welche eine moralische Nöthigung durch seine eigene Vernunft ist. Sie ist ein fortdauernder Kampf der moralischen Gesinnung mit den Neigungen; eine beharrlich gesetzmäßige Gesinnung aus Achtung gegen das Gesetz. Die Laster, als die Brut gesetzwidriger Gesinnungen, sind die Ungeheuer, die der Tugendhafte zu bekämpfen hat. Diese sittliche Stärke und Tapferkeit macht die größte und einzige wahre Kriegsehre des Menschen aus. Auch wird sie die eigentliche Weisheit genannt, weil sie den Endzweck des Daseyns der Menschen zu dem ihrigen macht. In ihrem Besitze ist der Mensch allein frey, gesund

sund, reich, ein König, und so weiter. Und das Alles kann er weder durch Zufall, noch Schicksal einbüßen, weil er sich selbst besitzt, und der Tugendhafte seine Tugend nicht verliehren kann.

Tugend ist aber auch nicht bloß als Fertigkeit und als eine lange durch Uebung erworbene Gewohnheit moralisch guter Handlungen zu erklären und zu würdigen. Denn wenn diese nicht eine Wirkung überlegter, fester und immer mehr geläuterter Grundsätze ist, so ist sie weder auf alle Fälle gerüstet, noch vor der Veränderung, die neue Anlockungen bewirken können, hinreichend gesichert. Die Tugend in ihrer eigentlichen Gestalt erblicken, ist nichts anders, als die Sittlichkeit, von aller Beymischung des Sinnlichen und allem unächten Schmuck des Lohnes oder der Selbstliebe entkleidet zu sehen. Wie sehr sie alsdenn alles Uebrige, was den Neigungen reizend erscheint, verdunkle, kann ein jeder vermittelst des mindesten Versuchs leicht inne werden.

Die

Die wahre Stärke der Tugend ist, das Gesetz in Gemüthsruhe und mit einer überlegten und festen Entschließung in Ausübung zu bringen. Das ist der Zustand der Gesundheit im moralischen Leben, dagegen der Enthusiasmus eine augenblicklich glänzende Erscheinung ist, welche Mattigkeit hinterläßt.

Es ist lauter moralische Schwärmerey und Steigerung des Eigendünkels, wenn man die Gemüther zu edlen, erhabnen und großmüthigen Handlungen aufmuntert, und sie dadurch in den Wahn setzt, als müßten sie nicht aus Pflicht und Achtung für das Gesetz geschehen. Man bringt auf diese Art eine windige, überfliegende, phantastische Denkungsart der Menschen hervor, sich mit einer freywilligen Gutartigkeit ihres Gemüths, das weder Sporns noch Zügels bedürfe, zu schmeicheln, und darüber ihre Schuldigkeit, an welche sie doch eher, als ans Verdienst denken sollten, zu vergessen. Es lassen sich wohl Handlungen anderer, die mit großer Auopferung, und zwar bloß um der Pflicht willen, geschehen sind, unter

dem

dem Namen edler und erhabener Thaten preisen, aber nur in so fern als Spuren da sind, welche vermuthen lassen, daß sie ganz aus Achtung für die Pflicht, nicht aus Herzensaufwallungen geschehen sind. Will man sie aber als Beyspiel der Nachahmung aufstellen, so muß durchaus die Achtung für die Pflicht, als das einzige ächte moralische Gefühl, zur Triebfeder gebraucht werden. Diese Achtung ist eine ernste, heilige Vorschrift, die es nicht unserer eiteln Selbstliebe überläßt, mit sinnlichen Antrieben zu tändeln, und uns auf verdienstlichen Werth was zu Gute zu thun. Wenn wir nur wohl nachsuchen, so werden wir zu allen Handlungen, die anpreisungswürdig sind, schon ein Gesetz der Pflicht finden, welches gebietet, und nicht auf unser Belieben ankommen läßt, was unserm Hange gefällig seyn möchte.

Achtung des Menschen gegen sich selbst und gegen andere.

Der Mensch, in wiefern er zur Natur gehört, ist ein Wesen von geringer Bedeutung. Aber als moralisches Wesen ist er über allen Preis erhaben, und besitzt eine Würde oder einen absoluten innern Werth, wodurch er allen andern vernünftigen Wesen Achtung für ihn abnöthiget, und er sich mit jedem andern dieser Art messen und auf den Fuß der Gleichheit schätzen kann. Und diese Selbstschätzung ist Pflicht des Menschen gegen sich selbst. Gleichwie sich aber der Mensch selbst für keinen Preis weggeben kann, so kann er auch nicht der eben so nothwendigen Selbstschätzung anderer entgegen handeln, sondern es ist seine Pflicht, die Würde der Menschheit auch an jedem andern Menschen anzuerkennen, und ihm die schuldige Achtung zu erweisen.

Achtung geht jederzeit nur auf Personen, niemahls auf Sachen. Die moralische Natur

tur im Menschen ists, die uns Achtung gegen ihn einflößt, alle andere Vollkommenheiten desselben können uns wohl mit Liebe, Furcht und Bewunderung, aber nicht mit Achtung gegen ihn erfüllen. Fontenelle sagt: vor einem Vornehmen bücke ich mich, aber mein Geist bückt sich nicht. Ich kann hinzu setzen: vor einem bürgerlich gemeinen Mann, an dem ich eine größere Rechtschaffenheit des Charakters, als ich mir selbst bewußt bin, wahrnehme, bückt sich mein Geist, ich mag wollen oder nicht, und den Kopf noch so hoch tragen, um ihn meinen Vorrang nicht übersehen zu lassen. Warum das? Sein Beyspiel hält mir ein Gesetz vor, das meinen Eigendünkel niederschlägt, wenn ich dasselbe mit meinem Verhalten vergleiche, und dessen Befolgung und Thunlichkeit durch die That bewiesen vor mir sehe.

Beurtheilung des sittlichen Werthes der Handlungen.

Wenn man auf den Gang der Gespräche in gemischten Gesellschaften Acht hat, so bemerkt man, daß, außer dem Erzählen und Scherzen, noch eine Unterhaltung, nehmlich das Räsoniren darin Platz findet, weil das erstere, wenn es Neuigkeit und Interesse bey sich führen soll, bald erschöpft, das zweyte aber leicht schaal wird. Unter allem Räsoniren aber ist keines, was mehr eine gewisse und allgemeine Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt, als das über den sittlichen Werth dieser oder jener Handlung, wodurch der Charakter irgend einer Person ausgemacht werden soll. Diejenigen, welchen sonst alles Subtile und Grüblerische verdrießlich ist, treten bald bey, wenn es darauf ankömmt, den moralischen Gehalt einer erzählten guten oder bösen Handlung auszumachen, und sind so genau, so grüblerisch, alles, was die Reinigkeit der Absicht, und mithin den Grad der Tugend in derselben ver-

vermindern oder auch nur verdächtig machen könnte, auszusinnen, als man es sonst nicht von ihnen erwartet.

Man kann in diesen Beurtheilungen oft den Charakter der über andere urtheilenden Personen selbst hervorschimmern sehen. Einige scheinen vorzüglich geneigt, das Gute, was von dieser oder jener That erzählt wird, wider alle kränkende Einwürfe der Unlauterkeit, und zuletzt den ganzen sittlichen Werth der Person wider den Vorwurf der Verstellung und geheimen Bösartigkeit zu vertheidigen, andere dagegen sinnen mehr auf Anklagen und Beschuldigungen, diesen Werth anzufechten. Doch kann man den letztern nicht immer die Absicht beymessen, die Tugend aus allen Beyspielen der Menschen gänzlich weg vernünfteln zu wollen, um sie dadurch zum leeren Namen zu machen, sondern es ist oft nur wohlgemeinte Strenge in Bestimmung des ächten sittlichen Gehaltes, nach einem unnachsichtlichen Gesetze, mit welchem (und nicht mit Beyspielen) verglichen der Eigendünkel im Moralischen sehr sinkt, und Demuth nicht etwa bloß gelehrt,

sondern bey scharfer Selbstprüfung von jedem gefühlt wird. Dennoch kann man den Vertheidigern der Reinigkeit der Absicht in gegebenen Beyspielen es mehrentheils ansehen, daß sie ihr da, wo sie die Vermuthung der Rechtschaffenheit für sich hat, auch den mindesten Fleck gern abwischen möchten, damit nicht, wenn aller menschlichen Tugend die Lauterkeit weggeleugnet würde, diese endlich gar für ein bloßes Hirngespinste gehalten, und so alle Bestrebung nach derselben als eitles Geziere und trüglicher Eigendünkel geringschätzig gemacht werde.

Ich weiß nicht, warum die Erzieher der Jugend von diesem Hange nach einer so strengen Beurtheilung nicht schon längst Gebrauch gemacht haben, und die Biographien alter und neuer Zeiten in der Absicht durchsuchten, um zu den vorgelegten Pflichten Belege bey der Hand zu haben, an denen sie (vornehmlich durch die Vergleichung ähnlicher Handlungen unter verschiedenen Umständen) die Beurtheilung ihrer Zöglinge in Thätigkeit setzten, um den mindern oder größern moralischen Gehalt derselben zu bemerken. Zu

einer solchen Beurtheilung werden sie selbst die frühe Jugend bald sehr scharfsichtig, und dabey, weil sie den Fortschritt ihrer Urtheilskraft fühlt, nicht wenig interessirt finden. Was aber das Vornehmste ist, sie werden mit Sicherheit hoffen können, daß eine solche öftere Uebung (wodurch sie das Wohlverhalten in seiner ganzen Reinigkeit kennen und schätzen lernen, dagegen selbst die kleinste Abweichung von derselben mit Bedauern oder Verachtung bemerken müssen) zur Rechtschaffenheit im künftigen Lebenswandel eine gute Grundlage ausmachen werde. Nur wünsche ich sie mit Beyspielen so genannter edler (überverdienstlicher) Handlungen, mit welchen unsere empfindsamen Schriften so viel um sich werfen, zu verschonen. Alles muß bloß auf die Pflicht und auf den Werth, den sich ein Mensch in seinen eigenen Augen durch das Bewußtseyn, sie nicht übertreten zu haben, geben kann und muß, hingeleitet werden. Denn das, was auf leere Wünsche und Sehnsuchten nach unersteiglichen Vollkommenheiten hinausläuft, bringt lauter Romanhelden hervor, die, indem sie sich auf ihr Gefühl für das

überschwenglich Große viel zu Gute thun, sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die ihnen alsdenn nur unbedeutend klein scheint, frey sprechen.

Selbsterkenntniß.

Das erste Gebot aller Pflichten gegen sich selbst ist: Erkenne, erforsche und ergründe dich selbst, nicht nach deiner physischen Vollkommenheit, sondern nach der moralischen, in Beziehung auf deine Pflichten und auf dein Herz, ob es gut oder böse sey, ob die Quelle deiner Handlungen lauter oder unlauter sey. Das moralische Selbsterkenntniß, das in die schwer zu ergründenden Tiefen des Herzens zu dringen verlangt, ist aller menschlichen Weisheit Anfang. Nur die Höllenfahrt des Selbsterkenntnisses bahnt den Weg zur Vergötterung.

Es ist überdieß dem Menschen nicht möglich, so in die Tiefe seines eigenen Herzens

einzuschauen, daß er jemahls von der Reinigkeit seiner moralischen Absicht und der Lauterkeit seiner Gesinnung auch nur in einer Handlung völlig gewiß seyn könnte, wenn er gleich über die Gesetzmäßigkeit derselben gar nicht zweifelhaft ist. Vielmahls wird Schwäche, welche das Wagstück eines Verbrechens abräth, von demselben Menschen für Tugend gehalten. Wie viele mögen ein langes, schuldloses Leben geführt haben, die nur glücklich waren, so vielen Versuchungen entgangen zu seyn. Wie viel reiner moralischer Gehalt bey jeder That in der Gesinnung gelegen habe, das bleibt ihnen selbst verborgen.

Welcher Mensch kennt sich selbst, wer kennt Andere so durch und durch, um zu entscheiden: ob ein Mensch, seinem innern moralischen Werthe nach, vor dem allsehenden Auge eines Weltrichters überall noch irgend einen Vorzug vor dem Andern habe, und es so vielleicht nicht ein ungereimter Eigendünkel seyn dürfte, bey dieser oberflächlichen Selbsterkenntniß, zu seinem Vortheil über den moralischen Werth und das verdiente

Schick-

Schicksal seiner selbst so wohl als anderer irgend ein Urtheil zu sprechen. Um dieses zu können, müßte er erst von den Ursachen seines vermeintlich wohlgeführten Lebenswandels Alles, was nicht seinem freyen Willen, sondern dem Glück angehört, absondern, zum Beyspiel sein angebohrnes gutartiges Temperament, die natürlich größere Stärke des Verstandes und der Vernunft, und die Gelegenheit, wo ihm der Zufall glücklicherweise viele Versuchungen ersparte, die einen Andern trafen.

Unpartheilichkeit in Beurtheilung unserer Selbst in Vergleichung mit dem Gesetze, und Aufrichtigkeit im Selbstgeständnisse unsers innern moralischen Werths oder Unwerths sind Pflichten gegen uns selbst. Diese Selbsterkenntniß wird erstlich die schwärmerische Verachtung seiner selbst, als Mensch überhaupt, verbannen, denn sie widerspricht sich selbst. Es kann ja nur durch die herrliche in uns befindliche Anlage zum Guten, die den Menschen achtungswerth macht, geschehen, daß wir den Menschen, der dieser zuwider handelt, aber nicht die Menschheit

an sich, verachtungswürdig finden. Dann aber widersteht die Selbsterkenntniß auch der eigenliebigen Selbstschätzung, bloße Wünsche, wenn sie mit noch so großer Sehnsucht geschehen, da sie an sich doch Thatleer sind und bleiben, für Beweise eines guten Herzens zu halten.

Lüge.

....

Die größte Verletzung der Pflicht des Menschen gegen sich selbst ist die Lüge. Diese kann aber eine äußere oder eine innere seyn. Durch jene macht er sich in Anderer, durch diese aber, was noch mehr ist, in seinen eigenen Augen zum Gegenstande der Verachtung, und verletzt die Würde der Menschheit in seiner eigenen Person; wobey der Schade, der andern Menschen daraus entspringen kann, nicht das Eigenthümliche des Lasters betrifft, denn da bestände es bloß in der Verletzung der Pflicht gegen Andere; auch

auch besteht es nicht in dem Schaden, den er sich selbst zuzieht, denn alsdenn würde es bloß ein Klugheitsfehler seyn. Nein, die Lüge ist Wegwerfung und gleichsam Vernichtung seiner Menschenwürde. Es kann auch bloß Leichtsinn, oder gar Gutmüthigkeit die Ursache davon seyn, ja selbst ein wirklich guter Zweck dadurch beabsichtiget werden, so ist doch die Art ihm nachzugehen ein Verbrechen des Menschen an seiner eigenen Person, und eine Nichtswürdigkeit, die den Menschen in seinen eigenen Augen verächtlich machen muß. Wenn er zum Beyspiel den Glauben an einen künftigen Weltrichter lügt, ob er gleich keinen solchen in sich findet, sondern er sich nur überredet, es könne doch nicht schaden, wohl aber nutzen, einen solchen Glauben einem Herzenskündiger zu bekennen, um auf jeden Fall seine Gunst zu erheucheln. Oder wenn er zwar einen Weltrichter glaubt, aber sich doch mit innerer Verehrung seines Gesetzes schmeichelt, da er doch keine andere Triebfeder, als die der Furcht vor Strafe, bey sich fühlt.

Unlau-

Unlauterkeit.

Es giebt eine gewisse Unlauterkeit in der menschlichen Natur, die am Ende doch, wie alles, was von der Natur kommt, eine Anlage zu guten Zwecken enthalten muß, nehmlich eine Neigung, seine wahren Gesinnungen zu verheelen, und gewisse angenommene, die man für gut und rühmlich hält, zur Schau zu tragen. Ganz gewiß haben die Menschen durch diesen Hang sich nicht bloß civilisirt, sondern nach und nach in gewisser Maße moralisirt, weil keiner durch die Schminke der Anständigkeit, Ehrbarkeit und Sittsamkeit durchdringen konnte, also an vermeintlich ächten Beyspielen des Guten, die er um sich sah, eine Schule der Besserung für sich selbst fand. Allein diese Anlage, sich besser zu stellen, als man ist, und Gesinnungen zu äußern, die man nicht hat, dient nur dazu, um den Menschen aus der Rohigkeit zu bringen, und ihn zuerst wenigstens die Manier des Guten, das er kennt, annehmen zu lassen. Denn nachher, wenn

die

die ächten Grundsätze einmahl entwickelt und in die Denkungsart übergegangen sind, so muß jene Falschheit nach und nach kräftig bekämpft werden, weil sie sonst das Herz verdirbt, und gute Gesinnungen unter dem Wucherkraute des schönen Scheins nicht aufkommen läßt.

Es thut mir leid, eben dieselbe Unlauterkeit, Verstellung und Heucheley sogar in den Aeußerungen der speculativen Denkungsart wahr zu nehmen, worin doch Menschen, das Geständniß ihrer Gedanken billigermaßen offen und unverhohlen zu entdecken, weit weniger Hindernisse und gar keinen Vortheil haben. Denn was kann den Einsichten nachtheiliger seyn, als sogar bloße Gedanken verfälscht einander mitzutheilen, Zweifel, die wir gegen unsere eigene Behauptungen fühlen, zu verheelen, oder Beweisgründen, die uns selbst nicht genug thun, einen Anstrich von Evidenz zu geben? Ich sollte glauben, daß sich mit der Absicht, eine gute Sache zu behaupten, in der Welt wohl nichts übler, als Hinterlist, Verstellung und Betrug vereinigen lasse. Daß in Abwie-

gung

gung der Vernunftgründe einer bloßen Speculation alles ehrlich zugehen müsse, ist wohl das Wenigste, was man fordern kann. Könnte man aber auch nur auf dieses Wenige sicher rechnen, so wäre der Streit der speculativen Vernunft über die wichtigen Fragen von Gott, der Unsterblichkeit der Seele, und der Freyheit entweder längst entschieden, oder würde sehr bald zu Ende gebracht werden. So steht öfters die Lauterkeit der Gesinnung in umgekehrtem Verhältnisse der Gutartigkeit der Sache selbst, und diese hat vielleicht mehr aufrichtige und redliche Gegner, als Vertheidiger.

Es liegt etwas Rührendes und Seelenerhebendes in der Aufstellung eines aufrichtigen, von aller Falschheit und Verstellung entfernten Charakters, da doch die Ehrlichkeit, eine bloße Geradheit der Denkungsart das Kleinste ist, was man zu einem guten Charakter nur immer fordern kann. Daher ist nicht abzusehen, worauf sich denn jene Bewunderung gründe, die wir einem solchen Gegenstande widmen, es müßte denn seyn, daß die Aufrichtigkeit die Eigenschaft

wäre, von der die menschliech Natur gerade am weitesten entfernt ist. Eine traurige Bemerkung!

Demuth.

Das Bewußtseyn und Gefühl der Geringfügigkeit seines moralischen Werthes in Vergleichung mit dem Gesetz ist die Demuth. Die Ueberredung von einer Größe dieses seinen Werths, die aber nur aus Mangel der Vergleichung mit dem Gesetze entspringt, kann der Tugendstolz genannt werden. Aus unserer aufrichtigen und genauen Vergleichung mit dem moralischen Gesetz, und dessen Heiligkeit und Strenge muß unvermeidlich wahre Demuth folgen. Aber daraus, daß wir uns selbst ein solches Gesetz zu geben fähig sind, daß der physische Mensch den moralischen Menschen in seiner eigenen Person zu verehren sich gedrungen fühlt, entspringt zugleich eine Erhebung und die höchste Selbstschätzung, als Gefühl seines innern Werths, nach

nach welchem er für keinen Preis feil ist, und eine unverlierbare Würde besitzt, die ihm Achtung gegen sich selbst einflößt. Die Demuth, als eine unnachsichtliche Beurtheilung seiner Mängel, die sonst bey dem Bewußtseyn guter Gesinnungen, leicht mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur bemäntelt werden könnten, ist eine erhabene Gemüthsstimmung, sich willkührlich dem Schmerze der Selbstverweisung zu unterwerfen, um die Ursache dazu nach und nach zu vertilgen. Die Entsagung alles Anspruchs auf irgend einen moralischen Werth seiner selbst, in der Ueberredung, sich eben dadurch einen geborgten zu erwerben, ist die sittlich-falsche Kriecherey, ist falsche, erlogene Demuth, und als Abwürdigung seiner Persönlichkeit, der Pflicht gegen sich selbst entgegen.

Hoch-

Hochmuth.

Der Hochmuth ist eine Art von Ehrbegierde, nach welcher wir andern Menschen ansinnen, sich selbst in Vergleichung mit uns gering zu schätzen, und ist also ein Laster, das der Achtung, worauf jeder Mensch gesetzmäßigen Anspruch machen kann, widerstreitet. Er ist vom Stolze, als Ehrliebe oder Sorgfalt, seiner Menschenwürde in Vergleichung mit Andern nichts zu vergeben, unterschieden. Denn der Hochmuth verlangt von andern eine Achtung, die er ihnen doch verweigert. Daß der Hochmuth ungerecht, daß er Thorheit und Narrheit sey, dieß alles ist für sich klar. Weniger möchte doch angemerkt worden seyn, daß der Hochmüthige jederzeit im Grunde seiner Seele niederträchtig ist. Denn er würde andern nicht ansinnen, sich selbst in Vergleichung mit ihm gering zu halten, fände er nicht bey sich, daß, wenn ihm das Glück umschlüge, er es gar nicht hart finden würde, um seiner seits auch zu kriechen und auf alle Achtung Anderer Verzicht zu thun.

Das Afterreden.

Unter der übeln Nachrede oder dem Afterreden verstehe ich die Neigung, etwas der Achtung für Andere Nachtheiliges ins Gerücht zu bringen. Dieses ist der schuldigen Achtung gegen die Menschheit überhaupt zuwider, weil jedes gegebene Scandal diese Achtung, auf welcher doch der Antrieb zum Sittlichguten beruht, schwächt, und, so viel möglich, gegen sie ungläubisch macht.

Die geflissentliche Verbreitung desjenigen, was die Ehre eines Andern schmälert, und nicht zur öffentlichen Gerichtsbarkeit gehört, es mag übrigens auch wahr seyn, ist eine Verringerung der Achtung für die Menschheit überhaupt, um endlich auf unsere Gattung selbst den Schatten der Nichtswürdigkeit zu werfen, und Menschenscheu oder Verachtung zur herrschenden Denkungsart zu machen, oder sein moralisches Gefühl durch den öftern Anblick derselben abzustumpfen und sich daran zu gewöhnen. Es ist also

Pflicht,

Pflicht, statt einer hämischen Lust an der Bloßstellung der Fehler Anderer (um sich dadurch die Meinung, gut, wenigstens nicht schlechter als alle andere Menschen zu seyn, zu sichern) den Schleyer der Menschenliebe nicht bloß durch Milderung unserer Urtheile, sondern auch durch Verschweigung derselben, über die Fehler Anderer zu werfen, weil Beyspiele der Achtung, welche uns Andere geben, auch die Bestrebung rege machen können, sie gleichmäßig zu verdienen. Um deswillen ist die Ausspähungssucht der Sitten Anderer auch für sich selbst schon ein beleidigender Vorwitz der Menschenkunde, welchem sich jedermann mit Recht, als einer Verletzung der ihm schuldigen Achtung, widersetzen kann.

Die

Die Verhöhnung.

Die leichtfertige Tadelsucht, und der Hang, Andere zum Gelächter bloß zu stellen, die Spottsucht, um die Fehler eines Andern zum Gegenstande seiner Belustigung zu machen, ist Bosheit. Davon ist der Scherz, als eine Vertraulichkeit unter Freunden, sie nur zum Schein als Fehler, in der That aber als Vorzüge des Muths, bisweilen auch außer der Regel der Mode zu seyn, zu belachen, gänzlich unterschieden. Wirkliche Fehler aber, oder, gleich als ob sie wirklich wären, angedichtete, welche die Person ihrer verdienten Achtung zu berauben abgezweckt sind, dem Gelächter bloß zu stellen, und der Hang dazu, die bittere Spottsucht, hat etwas von teuflischer Freude an sich, und ist eben darum eine desto härtere Verletzung der Pflicht der Achtung gegen andere Menschen.

Hiervon ist doch die scherzhafte, wenn gleich spottende Abweisung der beleidigenden An-

Angriffe eines Gegners mit Verachtung unterschieden, wodurch der Spötter, oder überhaupt ein schadenfroher, aber kraftloser Gegner, gleichmäßig verspottet wird. Es ist dieß eine rechtmäßige Vertheidigung der Achtung, die er von jenem fordern kann.

Wenn aber der Gegenstand eigentlich kein Gegenstand für den Witz, sondern ein solcher ist, an welchem die Vernunft nothwendig ein moralisches Interesse nimmt, so ist es (der Gegner mag noch so viel Spötterey ausgestoßen, hierbey aber auch selbst zugleich noch so viele Blößen zum Belachen gegeben haben) der Würde des Gegenstandes und der Achtung für die Menschheit angemessener, dem Angriffe entweder gar keine oder eine mit Würde und Ernst geführte Vertheidigung entgegen zu setzen.

Wohl-

Wohlthätigkeit.

Wohlthätig, das heißt, andern Menschen in Nöthen zu ihrer Glückseligkeit, ohne etwas dafür zu hoffen, nach seinem Vermögen beförderlich zu seyn, ist jedes Menschen Pflicht. Denn jeder Mensch, der sich in Noth befindet, wünscht, daß ihm von andern geholfen werde. Wenn er aber den Grundsatz, Andern in ihrer Noth nicht Beystand leisten zu wollen, laut werden ließe, so würde ihm, wenn er selbst in Noth ist, jedermann gleichfalls seinen Beystand versagen, oder wenigsten zu versagen befugt seyn.

Wohlthun ist für den, der reich ist, von dem Wohlthäter fast nicht ein Mahl für eine verdienstliche Pflicht zu halten, ob er zwar dadurch den Andern zugleich verbindet. Das Vergnügen, was er sich hiermit selbst macht, welches ihm keine Aufopferung kostet, ist eine Art in moralischen Gefühlen zu schwelgen. Auch muß er allen Schein, als dächt er den Andern hiermit zu verbinden, sorg-

sorgfältig vermeiden, weil es sonst nicht wahre Wohlthat wäre, indem er ihm eine Verbindlichkeit (die den letztern in seinen eigenen Augen immer erniedrigt) auflegen zu wollen äußerte. Er muß sich vielmehr als durch die Annahme des Andern selbst verbindlich gemacht, oder beehrt sehen, mithin die Pflicht bloß als seine Schuldigkeit äußern, wenn er nicht, welches besser ist, seinen Wohlthätigkeitsact ganz im Verborgenen ausübt. Größer ist diese Tugend, wenn das Vermögen zum Wohlthun beschränkt, und der Wohlthäter stark genug ist, die Uebel, welche er andern erspart, stillschweigend über sich zu nehmen, wo er alsdenn wirklich für moralisch reich anzusehen ist. Aus bloßer Barmherzigkeit wohl thun, ist keine Pflicht, indem es eine Art des Wohlthuns seyn würde, welche sich auf einen Unwürdigen bezieht. Eine solche Barmherzigkeit aber sollte unter Menschen, die mit ihrer Würdigkeit, glücklich zu seyn, eben nicht prahlen dürfen, respektiv gegen einander gar nicht vorkommen.

Dankbarkeit.

Dankbarkeit ist die Verehrung einer Person wegen einer uns erwiesenen Wohlthat. Das Gefühl, was mit dieser Beurtheilung verbunden ist, ist das Gefühl der Achtung gegen den Wohlthäter.

Die Dankbarkeit ist nicht nur eine Pflicht, wozu uns das moralische Gesetz nöthiget, sondern sie ist auch noch besonders eine heilige Pflicht, das ist, eine solche, deren Verletzung die moralische Triebfeder zum Wohlthun in dem Grundsatze selbst vernichten kann. Denn heilig ist der moralische Gegenstand, in Ansehung dessen die Verbindlichkeit durch keinen ihr gemäßen Act völlig getilgt werden kann, wobey der Verpflichtete immer noch verpflichtet bleibt. Alle andere ist gemeine Pflicht. Man kann aber durch keine Vergeltung einer wahren Wohlthat über dieselbe quittiren, weil der Empfänger den Vorzug des Verdienstes, den der Geber hat, nehmlich der Erste im Wohlwollen gewesen zu seyn, diesem nie ab-

gewin-

gewinnen kann. Aber auch ohne einen solchen Act des Wohlthuns ist selbst das bloße herzliche Wohlwollen schon Grund der Verpflichtung zur Dankbarkeit.

Es geht aber die Dankbarkeit nicht allein auf die Zeitgenossen, sondern auch auf die Vorfahren, selbst diejenigen, die man nicht mit Gewißheit namhaft machen kann. Dies ist auch die Ursache, weswegen es für unanständig gehalten wird, die Alten, welche als unsere Lehrer angesehen werden können, nicht nach Möglichkeit wider alle Angriffe, Beschuldigungen und Geringschätzung zu vertheidigen. Ein thörichter Wahn aber ist es, ihnen um des Alterthums willen einen Vorzug in Talenten und gutem Willen vor den Neuern anzudichten, und alles Neue in Vergleichung damit zu verachten.

Was den Grund der Verbindlichkeit zu dieser Dankbarkeit betrift, so ist er nach dem Nutzen, den der Verpflichtete aus der Wohlthat gezogen hat, und der Uneigennützigkeit, mit welcher ihm dieselbe ertheilt worden ist, zu schätzen. Der mindeste Grad ist, gleiche

Dienstleistungen dem Wohlthäter (wenn er dieser empfänglich und noch lebend ist, und wenn er es nicht ist, Andern) zu erweisen, und eine empfangene Wohlthat nicht als eine Last, deren man gern überhoben seyn möchte, (weil der so begünstigte gegen seinen Gönner eine Stufe niedriger steht, und dieß dessen Stolz kränkt) anzusehen, sondern selbst die Veranlassung dazu als eine moralische Wohlthat aufzunehmen, das ist, als eine gegebene Gelegenheit, mit der Innigkeit der wohlwollenden Gesinnung zugleich Zärtlichkeit des Wohlwollens zu verbinden, und so die Menschenliebe zu cultiviren. Undankbarkeit ist ein die Menschheit empörendes Laster, nicht bloß des Schadens wegen, den ein solches Beyspiel den Menschen zuzieht, indem es von fernerer Wohlthätigkeit abschreckt, sondern weil die Menschenliebe hier gleichsam auf den Kopf gestellt, und der Mangel der Liebe gar in Befugniß, den Liebenden zu hassen, verunedelt wird.

Poli-

Politik.

Die Politik sagt: Seid klug, wie die Schlangen, die Moral setzt als einschränkende Bedingung hinzu: und ohne Falsch wie die Tauben. Obgleich der Satz: Ehrlichkeit ist die beste Politik, eine Theorie enthält, der die Praxis, leider! sehr häufig widerspricht, so ist doch der gleichfalls theoretische Satz: Ehrlichkeit ist besser denn alle Politik, über allen Einwurf unendlich erhaben, ja die unumgängliche Bedingung der letztern.

Der zwar etwas renomistisch klingende, sprüchwörtlich in Umlauf gekommene, aber wahre Satz: Es herrsche Gerechtigkeit, die Schelme in der Welt mögen auch insgesammt darüber zu Grunde gehen, ist ein wackerer, alle durch Arglist oder Gewalt vorgezeichnete krumme Wege abschneidender Rechtsgrundsatz; nur daß er nicht mißverstanden, und etwa als Erlaubniß, sein eigenes Recht mit der größten Strenge zu benutzen,

nutzen, sondern als Verbindlichkeit der Machthabenden, niemanden sein Recht aus Ungunst oder Mitleiden gegen Andere zu weigern oder zu schmälern, verstanden wird.

Die wahre Politik kann keinen Schritt thun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben. Das Recht der Menschen muß heilig gehalten werden, der herrschenden Gewalt mag es auch noch so große Aufopferung kosten. Man kann hier nicht halbiren, und das Mittelding zwischen Recht und Nutzen aussinnen, sondern alle Politik muß ihre Kniee vor dem erstern beugen, kann aber dafür hoffen, ob zwar langsam, zu der Stufe zu gelangen, wo sie beharrlich glänzen wird.

Einsamkeit.

Sich selbst genug zu seyn, mithin Gesellschaft nicht bedürfen, ohne doch ungesellig zu seyn, und sie zu fliehen, ist etwas dem Erhabenen sich Näherndes, so wie jede Ueberhebung von Bedürfnissen. Dagegen ist Menschen zu fliehen, aus Menschenfeindseligkeit oder aus Menschenscheu, theils häßlich, theils verächtlich. Gleichwohl giebt es eine Art von Menschenfeindseligkeit, wozu die Anlage sich mit dem Alter in vieler wohldenkenden Menschen Gemüthe einzufinden pflegt, welche zwar Wohlwollen genug hat, aber vom Wohlgefallen an Menschen durch eine lange traurige Erfahrung weit abgebracht ist. Hiervon zeugt der Hang zur Eingezogenheit, der phantastische Wunsch, auf einem entlegenen Landsitze, oder auch bey jungen Personen die erträumte Glückseligkeit, auf einem der übrigen Welt unbekannten Eylande, mit einer kleinen Familie seine Lebenszeit zubringen zu können, welche die Romanschreiber, oder

Dichter

Dichter der Robinsonaden so gut zu nutzen wissen. Falschheit, Undankbarkeit, Ungerechtigkeit und das Kindische in den von uns selbst für wichtig und groß gehaltenen Zwekken, in deren Verfolgung sich Menschen selbst unter einander alle erdenkliche Uebel anthun, stehen mit der Idee dessen, was sie seyn könnten, wenn sie wollten, so im Widerspruch, und sind dem lebhaften Wunsche, sie besser zu sehen, so sehr entgegen, daß, um sie nicht zu hassen, da man sie nicht lieben kann, die Verzichtthuung auf alle gesellschaftlichen Freuden nur ein kleines Opfer zu seyn scheint. Diese Traurigkeit, nicht über die Uebel, welche das Schicksal über andere Menschen verhängt, sondern die sie sich selbst anthun, ist, weil sie auf Ideen beruht, etwas Erhabenes.

Frey-

Freyheit im Denken.

Zu der allgemeinen Freyheit gehört auch die, seine Gedanken und Zweifel, die man sich nicht selbst auflösen kann, öffentlich zur Beurtheilung auszustellen, ohne darüber für einen unruhigen und gefährlichen Bürger verschrieen zu werden. Dieß liegt schon in dem ursprünglichen Rechte der menschlichen Vernunft, welche keinen andern Richter erkennt, als selbst wiederum die allgemeine Menschenvernunft, worin ein jeder seine Stimme hat. Und da von dieser alle Besserung, deren unser Zustand fähig ist, herkommen muß, so ist ein solches Recht heilig und darf nicht geschmälert werden.

Was ist aber bey der Uneinigkeit der speculativen Philosophen zu thun, vornehmlich in Ansehung der Gefahr, die daraus dem gemeinen Besten zu drohen scheint? Nichts ist natürlicher, nichts billiger, als die Entschließung, die ihr deshalb zu nehmen habt. Laßt diese Leute nur machen; wenn sie Talent,

lent, wenn sie tiefe und neue Nachforschung, mit einem Worte, wenn sie nur Vernunft zeigen, so gewinnt jederzeit die Vernunft. Wenn ihr andere Mittel ergreift, als die einer zwanglosen Vernunft, wenn ihr über Hochverrath schreit, das gemeine Wesen, das sich auf so subtile Bearbeitungen gar nicht versteht, gleichsam als zum Feuerlöschen zusammenruft, so macht ihr euch lächerlich. Denn es ist die Rede gar nicht davon, was dem gemeinen Besten hierunter vortheilhaft, oder nachtheilig sey, sondern nur, wie weit die Vernunft es wohl in ihrer von allem Interesse abstrahirenden Speculation bringen könne, und ob man auf diese überhaupt etwas rechnen, oder sie lieber gegen das Practische gar aufgeben müsse. Anstatt also mit dem Schwerdte drein zu schlagen, so sehet vielmehr von dem sichern Sitze der Critik diesem Streite geruhig zu, der für die Kämpfenden mühsam, für euch unterhaltend, und bey einem gewiß unblutigen Ausgange für eure Einsichten ersprießlich ausfallen muß. Denn es ist etwas sehr ungereimtes, von der Vernunft Aufklärung zu erwarten, und ihr doch vorher vorzuschrei-

schreiben, auf welche Seite sie nothwendig ausfallen müsse. Ueberdem wird Vernunft schon von selbst durch Vernunft so wohl gebändigt und in Schranken gehalten, daß ihr gar nicht nöthig habt, Schaarwachen aufzubieten, um demjenigen Theile, dessen besorgliche Obermacht euch gefährlich scheint, bürgerlichen Widerstand entgegen zu setzen. Auch bedarf die Vernunft gar sehr eines solchen Streits, und es wäre zu wünschen, daß er eher, und mit uneingeschränkter öffentlicher Erlaubniß wäre geführet worden. Denn um desto früher wäre eine reife Critik zu Stande gekommen, bey deren Erscheinung alle diese Streithändel von selbst wegfallen müssen, indem die Streitenden ihre Verblendung und Vorurtheile, welche sie veruneiniget haben, einsehen lernen.

Die Einwürfe, die zu fürchten seyn möchten, liegen in uns selbst. Wir müssen sie, gleich alten, aber niemahls verjährenden Ansprüchen, hervor suchen, um einen ewigen Frieden auf deren Vernichtung zu gründen. Aeußere Ruhe ist nur scheinbar. Der Keim der Anfechtungen, der in der Natur

der

der Menschenvernunft liegt, muß ausgerottet werden. Wie können wir ihn aber ausrotten, wenn wir ihm nicht Freyheit, ja selbst Nahrung geben, Kraut auszuschiessen, um sich dadurch zu entdecken, und es hernach mit der Wurzel zu vertilgen? Sinnet demnach selbst auf Einwürfe, auf die noch kein Gegner gefallen ist, und leihet ihm sogar Waffen, oder räumet ihm den günstigsten Platz ein, den er sich nur wünschen kann. Es ist hierbey gar nichts zu fürchten, wohl aber zu hoffen, nehmlich, daß ihr euch einen in alle Zukunft niemahls mehr anzufechtenden Besitz verschaffen werdet.

Aber die Jugend, welche dem academischen Unterrichte anvertraut ist, soll doch wenigstens vor dergleichen Schriften gewarnet, und von der frühen Kenntniß so gefährlicher Sätze abgehalten werden, ehe ihre Urtheilskraft gereift, oder vielmehr die Lehre, welche man in ihnen gründen will, fest gewurzelt ist, um aller Ueberredung zum Gegentheil, woher sie auch kommen möge, zu widerstehen?

Wie aber, wenn in der Folge entweder Neugierde, oder der Modeton des Zeitalters ihr dergleichen Schriften in die Hände spielen, wird alsdenn jene jugendliche Ueberredung noch Stich halten? Derjenige, der nichts als dogmatische Waffen mitbringt, um den Angriffen seines Gegners zu widerstehen, sieht nun in dergleichen Schriften Scheingründe, die den Vorzug der Neuigkeit haben, gegen Scheingründe, welche dergleichen nicht mehr haben, sondern vielmehr den Verdacht einer mißbrauchten Leichtgläubigkeit der Jugend erregen, auftreten. Er glaubt nicht besser zeigen zu können, daß er der Kinderzucht entwachsen sey, als wenn er sich über jene wohlgemeinte Warnungen wegsetzt, und so trinkt er das Gift, das seine Grundsätze dogmatisch verdirbt, in langen Zügen in sich.

Gerade das Gegentheil von dem, was man hier anräth, muß in der academischen Unterweisung geschehen, aber freilich nur unter der Voraussetzung eines gründlichen Unterrichts in der Critik der reinen Vernunft. Denn

nur

nur durch deren Principien kann er die grundlosen Behauptungen des dogmatischen Gegners Stück vor Stück prüfen, um sie in lauter Dunst aufzulösen. Und so fühlt er frühzeitig seine eigene Kraft, sich wider dergleichen schädliche Blendwerke, die für ihn zuletzt allen Schein verliehren müssen, völlig zu sichern. Ob nun zwar eben dieselben Streiche, die das Gebäude des Feindes niederschlagen, auch seinem eigenen speculativen Bauwerke, wenn er etwa dergleichen zu errichten gedächte, eben so verderblich seyn müssen, so ist er darüber doch gänzlich unbekümmert, indem er es gar nicht bedarf, darin zu wohnen, sondern noch eine Aussicht in das practische Feld vor sich hat, wo er mit Grunde einen festern Boden hoffen kann, um darauf sein vernünftiges und heilsames System zu errichten.

So giebts demnach keine eigentliche Polemik im Felde der reinen Vernunft. Beyde Theile sind Luftfechter, die sich mit ihrem Schatten herum balgen, denn sie gehen über die Natur hinaus, wo für ihre dogmatischen

Griffe

Griffe nichts vorhanden ist, was sich fassen und halten ließe. Sie haben gut kämpfen, die Schatten, die sie zerhauen, wachsen, wie die Helden in Valhalla, in einem Augenblicke wiederum zusammen, um sich aufs Neue in unblutigen Kämpfen belustigen zu können.

Männer von Geistesfähigkeiten und von erweiterten Gesinnungen! ich verehre Eure Talent und liebe Euer Menschengefühl. Aber habt ihr auch wohl überlegt, was Ihr thut, und wo es mit Euern Angriffen auf die Vernunft hinaus will? Ohne Zweifel wollt Ihr, daß Freyheit zu denken ungekränkt erhalten werde, denn ohne diese würde es selbst mit Euern freyen Schwüngen des Genies bald ein Ende haben. Wir wollen sehen, was aus dieser Denkfreyheit natürlicher Weise werden müsse, wenn ein solches Verfahren, als Ihr beginnt, überhand nimmt.

Freunde des Menschengeschlechts und dessen, was ihm am heiligsten ist! nehmt an, was Euch nach sorgfältiger und aufrichtiger

Prü-

Prüfung am glaubwürdigsten scheint, es mögen nun Facta, es mögen Vernunftgründe seyn. Nur streitet der Vernunft nicht das, was sie zum höchsten Gut auf Erden macht, nehmlich das Vorrecht ab, der letzte Probierstein der Wahrheit zu seyn. Widrigenfalls werdet Ihr, dieser Freyheit unwürdig, sie auch sicherlich einbüßen, und dieses Unglück noch dazu dem übrigen schuldlosen Theile über den Hals ziehen, der sonst wohl gesinnt gewesen wäre, sich seiner Freyheit gesetzmäßig und dadurch auch zweckmäßig zum Weltbesten zu bedienen.

Revolution.

Wider das gesetzgebende Oberhaupt des Staats giebt es keinen rechtmäßigen Widerstand, kein Recht des Aufstandes, noch weniger des Aufruhrs, am allerwenigsten der Vergreifung an der Person und dem Leben desselben, unter dem Vorwande des

Miß-

Mißbrauchs seiner Gewalt. Der geringste Versuch hierzu ist Hochverrath und der Verräther dieser Art kann als einer, der sein Vaterland umzubringen versucht, nicht minder als mit dem Tode bestraft werden. Der Grund von der Pflicht des Volks, einen Mißbrauch der obersten Gewalt, selbst einen solchen, der für unerträglich ausgegeben wird, dennoch zu ertragen, liegt darin: daß der Widerstand wider die höchste Gesetzgebung selbst niemahls anders, als gesetzwidrig, ja als die ganze gesetzliche Verfassung zernichtend gedacht werden muß.

Unter allen Gräueln einer Staatsumwälzung durch Aufruhr ist selbst die Ermordung des Monarchen noch nicht das Aergste. Denn noch kann man sich vorstellen, sie geschehe vom Volke aus Furcht, er könne, wenn er am Leben bliebe, sich wieder ermannen, und jenes die verdiente Strafe fühlen lassen. Die Ermordung ist also nicht als eine Verfügung der Strafgerechtigkeit, sondern bloß der Selbsterhaltung zu betrachten. Die formale, gesetzliche Hinrichtung ist

es, was die von Ideen des Menschenrechts erfüllte Seele mit einem Schaudern ergreift, das man wiederholentlich fühlt, so bald und so oft man sich diesen Auftritt denkt, wie das Schicksal Carls des Ersten, oder Ludewigs des Sechzehnten.

Der Grund des Schauderhaften bey dem Gedanken von der gesetzlichen Hinrichtung eines Monarchen durch sein Volk ist aber der, daß der Mord nur als eine Ausnahme von der Regel, welche sich dasselbe zur Maxime machte, gedacht werden muß, die Hinrichtung aber als eine völlige Umkehrung der Principien des Verhältnisses zwischen Souverain und Volk anzusehen ist, und so die Gewaltthätigkeit mit dreuster Stirne und nach Grundsätzen über das heiligste Recht erhaben wird. Das scheint nun ein keiner Entsündigung fähiges Verbrechen zu seyn, weil es gleichsam ein vom Staate an sich verübter Selbstmord ist.

Eine Veränderung der fehlerhaften Staatsverfassung, die wohl bisweilen nöthig seyn kann, kann nur vom Souverain selbst durch

Reform, aber nicht vom Volke, mithin durch Revolution, verrichtet werden. Wenn übrigens eine Revolution ein Mahl gelungen, und eine neue Verfassung gegründet ist, so kann die Unrechtmäßigkeit des Beginnens und der Vollführung derselben, die Unterthanen nicht von der Verbindlichkeit befreyen, sich in die neue Ordnung der Dinge, als gute Staatsbürger, zu fügen. Sie können sich nicht weigern, derjenigen Obrigkeit ehrlich zu gehorchen, die jetzt die Gewalt hat.

Die Freyheit der Feder, in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt, durch die liberale Denkungsart der Unterthanen, die jene noch dazu selbst einflößt, gehalten, ist das einzige Palladium der Volksrechte. Denn diese Freyheit ihm auch absprechen zu wollen, ist nicht allein so viel, als ihm allen Anspruch auf Recht in Ansehung des obersten Befehlshabers nehmen, sondern auch dem letztern, dessen Wille bloß dadurch, daß er den allgemeinen Volkswillen representirt, Unterthanen als Bürgern Befehle giebt, alle Kenntnisse von dem entziehen, was, wenn er es

wüßte, er selbst abändern würde, und ihn mit sich selbst in Widerspruch setzen. Dem Oberhaupte aber Besorgnisse einzuflößen, daß durch Selbst- und Lautdenken Unruhen im Staate erregt werden dürften, heißt so viel, als ihm Mißtrauen gegen seine eigene Macht, oder auch Haß gegen sein Volk erwecken.

Strafe.

Strafe kann niemahls bloß als ein Mittel ein anderes Gute zu befördern, für den Verbrecher selbst, oder für die bürgerliche Gesellschaft, angesehen werden, sondern muß jederzeit nur darum wider ihn verhängt werden, *weil er verbrochen hat.* Denn der Mensch kann nie bloß als Mittel zu den Absichten eines Andern gehandhabt und unter die Gegenstände des Sachenrechts gemengt werden, wowider ihn seine angebohrne Persönlichkeit schützt, ob er gleich die

die bürgerliche einzubüßen gar wohl verurtheilt werden kann. Er muß vorher strafbar befunden seyn, ehe noch daran gedacht wird, aus dieser Strafe einigen Nutzen für ihn selbst oder seine Mitbürger zu ziehen. Das Strafgesetz ist ein absolutes Gebot, und wehe dem! welcher die Schlangenwendungen der Glückseligkeitslehre durchkriecht, um etwas aufzufinden, was durch den Vortheil, den es verspricht, ihn von der Strafe, oder auch nur einem Grade derselben entbinde, nach dem pharisäischen Wahlspruch: *es ist besser, daß ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk verderbe.* Denn wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Werth mehr, daß Menschen auf Erden leben. Was soll man also von dem Vorschlage halten, einem Verbrecher auf den Tod das Leben zu erhalten, wenn er sich dazu verstände, gefährliche Experimente an sich machen zu lassen, und so glücklich wäre, gut durchzukommen, damit die Aerzte dadurch eine neue, dem gemeinen Wesen ersprießliche Belehrung erhielten? Ein Gerichtshof würde das medicinische Collegium, das diesen Vorschlag thäte, mit Verachtung abweisen,

denn die Gerechtigkeit hört auf eine zu seyn, wenn sie sich für irgend einen Preis weggiebt.

Erziehung des schönen Geschlechts.

Mühsames Lernen, oder peinliches Grübeln, wenn es gleich eine Frau darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind, und können dasselbe wohl zum Gegenstande einer allgemeinen Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reitze schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht ausübt. Eine Frau, die den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquisin Chastelet, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben. Denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinns noch kenntlicher ausdrücken, um welchen sie sich bewerben.

ben. Die Schönen werden sich in der Geschichte den Kopf nicht mit Schlachten, und in der Erdbeschreibung nicht mit Festungen anfüllen. Denn es schickt sich für sie eben so wenig, daß sie nach Schießpulver, als für die Männer, daß sie nach Biesam riechen sollten.

Der Inhalt der großen Wissenschaft der Frauen ist vielmehr der Mensch; und unter den Menschen der Mann. Ihre Weisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. Bey der Gelegenheit, die man ihnen geben will, ihre schöne Natur auszubilden, muß man dieses Verhältniß jederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesammtes moralisches Gefühl, und nicht ihr Gedächtniß zu erweitern suchen, und zwar nicht durch allgemeine Regeln, sondern durch einiges Urtheil über das Betragen, welches sie um sich sehen. Die Beyspiele, die man aus andern Zeiten entlehnt, um den Einfluß einzusehen, den das schöne Geschlecht in die Weltgeschäfte gehabt hat; die mancherley Verhältnisse, darin es in andern Zeitaltern oder in fremden Landen gegen das männliche gestanden; der Charak-

ter beyder, sofern er sich hierdurch erläutern läßt, und der veränderliche Geschmack der Vergnügungen, machen ihre ganze Geschichte und Geographie aus. Eben so werden sie von dem Weltgebäude nichts mehr zu kennen nöthig haben, als nöthig ist den Anblick des Himmels an einem schönen Abende ihnen rührend zu machen, wenn sie einigermaßen begriffen haben, daß noch mehr Welten, und daselbst noch mehr schöne Geschöpfe anzutreffen seyn. Niemahls ein kalter und speculativer Unterricht, jederzeit Empfindungen, und zwar solche, die so nahe wie möglich bey ihrem Geschlechtsverhältnisse bleiben. Diese Unterweisung ist darum so selten, weil sie Talente, Erfahrung und ein Herz voll Gefühl erfordert. Jeder andern können die Frauen wohl entbehren, wie sie denn auch ohne diese sich von selbst gemeiniglich sehr wohl ausbilden.

Tugend des schönen Geschlechts.

Die Frauen werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist, und tugendhafte Handlungen bedeuten bey ihnen solche, die sittlich schön sind. Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit. Alle Befehle und aller mürrische Zwang ist ihnen unleidlich. Sie thun etwas nur darum, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin, zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebt, was gut ist. Ich glaube schwerlich, daß das schöne Geschlecht der Grundsätze fähig sey, und ich hoffe dadurch nicht zu beleidigen, denn diese sind auch bey dem männlichen äußerst selten. Dafür aber hat die Vorsehung in ihren Busen gütige und wohlwollende Empfindungen, ein feines Gefühl für Anständigkeit, und eine gefällige Seele gegeben. Man fordre ja nicht Aufopferungen und großmüthigen Selbstzwang.

Vorrechte der Ehegatten gegen einander.

In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Person ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frau belebt und regiert wird. Es ist also in einem solchen Verhältnisse ein Vorzugsstreit läppisch, und wo er sich ereignet, das sicherste Merkmal eines plumpen oder ungleichen Geschmackes. Wenn es dahin kommt, daß die Rede vom Rechte des Befehlhabers ist, so ist die Sache schon äußerst verderbt. Denn wo die ganze Verbindung eigentlich nur auf Neigung gerichtet ist, da ist sie schon halb zerrissen, so bald sich das Sollen anfängt hören zu lassen. Die Anmaßung der Frau in diesem harten Tone, ist äußerst häßlich, und des Mannes im höchsten Grade unedel und verächtlich. Indessen bringt es die weise Ordnung der Dinge so mit sich, daß alle Feinheiten und Zärtlichkeiten der Empfindung nur im Anfange ihre

ganze

ganze Stärke haben, in der Folge aber durch Gemeinschaft und häusliche Angelegenheiten allmählich stumpfer werden, und dann in vertrauliche Liebe ausarten, wo endlich die große Kunst darin besteht, noch genugsame Reste von jenem zu erhalten, damit Gleichgültigkeit und Ueberdruß nicht den ganzen Werth des Vergnügens aufheben.

Ascetik
oder
Regeln zur Tugendbildung.

Die Regeln der Uebung in der Tugend gehen auf die zwey Gemüthsstimmungen hinaus, wackeren und fröhlichen Gemüths in Befolgung der Pflichten zu seyn. Denn sie hat mit Hindernissen zu kämpfen, zu deren Ueberwältigung sie ihre Kräfte zusammen nehmen muß, und zugleich manche Lebensfreuden zu opfern, deren Verlust das Gemüth

müth wohl bisweilen finster und mürrisch machen kann. Der Wahlspruch der rüstigen, muthigen und wackern Tugendübung heißt: Gewöhne dich, die zufälligen Lebensübel zu ertragen, und die eben so überflüssigen Ergötzlichkeiten zu entbehren. Es ist eine Art von Diätetik für den Menschen, sich moralisch gesund zu erhalten. Zu dieser Gesundheit muß aber auch noch etwas hinzu kommen, was einen angenehmen Lebensgenuß gewährt, und doch bloß moralisch ist. Denn wer sollte wohl mehr Ursache haben, frohen Muths zu seyn, und nicht darin selbst eine Pflicht finden, sich in eine fröhliche Gemüthsstimmung zu versetzen, und sie sich habituell zu machen, als der, welcher sich keiner vorsetzlichen Uebertretung bewußt, und wegen des Verfalls in eine solche gesichert ist. Die Mönchsascetik hingegen, welche aus abergläubischer Furcht, oder geheucheltem Abscheu an sich selbst, mit Selbstpeinigung und Fleischeskreuzigung zu Werke gehrt, zweckt gar nicht auf Tugend, sondern auf schwärmerische Entsündigung ab. Sie legt sich selbst Strafe auf, und anstatt der moralischen Reue, die zur Besserung

ſerung wirkt, will ſie die Sünde büßen, welches bey einer ſelbſt gewählten und an ſich vollſtreckten Strafe nicht möglich iſt, indem diese immer von einem Andern aufgelegt werden muß. Auch kann ſie den Frohſinn, der die Tugend begleitet, nicht bewirken, vielmehr wird ſie mit einem geheimen Haſſe gegen das Tugendgebot verbunden ſeyn.

Etwas bereuen (welches bey der Rückerinnerung ehemaliger Uebertretungen unvermeidlich, ja wobey dieſe Erinnerung nicht ſchwinden zu laſſen, es ſogar Pflicht iſt) und ſich eine Pönitenz auferlegen, aber nicht in diätetiſcher, ſondern frommer Rückſicht, das ſind zwey ſehr verſchiedene, moraliſch-gemeinte Vorkehrungen, von denen die letztere, welche freudenlos, finſter und mürriſch iſt, die Tugend ſelbſt verhaßt macht, und ihre Anhänger verjagt. Die Zucht und Disciplin, die der Menſch an ſich ſelbſt verübt, kann daher nur durch den Frohſinn, der ſie begleitet, verdienſtlich und exemplariſch werden.

Bruch-

Bruchstück eines moralischen Catechismus.

....

Lehrer.

Was ist dein größtes, ja dein ganzes Verlangen im Leben?

Schüler. — —

Lehrer. Daß dir Alles und immer nach Wunsch und Willen gehe — Wie nennt man einen solchen Zustand?

Schüler. — —

Lehrer. Man nennt ihn Glückseligkeit, beständiges Wohlergehen, vergnügtes Leben, völlige Zufriedenheit mit seinem Zustande. Wenn du nun alle Glückseligkeit, die in der Welt möglich ist, in deiner Hand hättest, würdest du sie alle für dich behalten, oder sie auch deinem Nebenmenschen mittheilen? ———

Schüler. Ich würde sie mittheilen; Andere auch glücklich und zufrieden machen.

Lehrer. Das beweist nun wohl, daß du noch so ziemlich ein gutes Herz hast, laß aber sehen, ob du dabey auch guten Verstand zeigest. Würdest du wohl dem Faullenzer weiche Polster verschaffen, damit er im süßem Nichtsthun sein Leben dahin bringe? oder würdest du es dem Trunkenbolde an Wein, und was sonst zur Berauschung gehört, nicht ermangeln lassen? oder würdest du dem Betrüger eine einnehmende Gestalt und Manieren geben, um andere zu überlisten, oder dem Gewaltthätigen Kühnheit und starke Faust, um Andere überwältigen zu können?

Schüler. Nein, das nicht.

Lehrer. Du siehst also, daß, wenn du auch alle Glückseligkeit in deiner Hand und dazu den besten Willen hättest, du jene doch nicht ohne Bedenken jedem, der zugreift, Preis geben, sondern erst untersuchen würdest, wie fern ein jeder der Glückseligkeit würdig wäre. — Für dich selbst

aber

aber würdest du doch wohl kein Bedenken tragen, dich mit Allem, was du zu deiner Glückseligkeit rechnest, zuerst zu versorgen?

Schüler. Ja.

Lehrer. Aber kommt dir da nicht auch die Frage in Gedanken, ob du wohl selbst auch der Glückseligkeit würdig seyn mögest?

Schüler. Allerdings.

Lehrer. Das nun in dir, was nach Glückseligkeit strebt, ist die Neigung; dasjenige aber, was deine Neigung auf die Bedingung einschränkt, dieser Glückseligkeit zuvor würdig zu seyn, ist deine Vernunft, und daß du durch deine Vernunft deine Neigungen einschränken und überwältigen kannst, das ist die Freyheit deines Willens. — Um nun zu wissen, wie du es anfängst, um der Glückseligkeit theilhaftig, und doch auch nicht unwürdig zu werden, dazu liegt die Regel und Anweisung ganz allein in deiner Vernunft; das heißt so viel als: du hast nicht nöthig diese Regel deines Verhaltens von der Erfahrung, oder von Andern durch ihre Unterweisung abzulernen, sondern deine eigene

eigene Vernunft lehrt und gebietet dir geradezu, was du zu thun hast. Wenn dir zum Beyspiel ein Fall vorkömmt, wo du durch eine fein ausgedachte Lüge dir, oder deinen Freunden einen großen Vortheil verschaffen kannst, ja noch dazu keinem Andern dadurch schadest, was sagt dazu deine Vernunft?

Schüler. Ich soll nicht lügen, der Vortheil für mich und meinen Freund mag so groß seyn, wie er immer wolle. Lügen ist niederträchtig, und macht den Menschen unwürdig glücklich zu seyn. Hier ist eine unbedingte Nöthigung durch ein Vernunftgebot, dem ich gehorchen muß, und wogegen alle meine Neigungen verstummen müssen.

Lehrer. Wie nennt man diese Nothwendigkeit, welche die Vernunft dem Menschen auflegt, ihrem Gesetze gemäß zu handeln?

Schüler. Sie heißt Pflicht.

Lehrer. Also ist dem Menschen die Beobachtung seiner Pflicht die allgemeine und

einzige Bedingung der Würdigkeit glücklich zu seyn, und diese ist mit jener ein und daſſelbe. — Wenn wir uns aber auch eines solchen guten und thätigen Willens, durch den wir uns würdig halten, glücklich zu seyn, bewußt sind, können wir darauf auch die sichere Hoffnung gründen, dieser Glückseligkeit theilhaftig zu werden?

Schüler. Nein! darauf allein nicht. Denn es steht nicht immer in unserm Vermögen, sie uns zu verschaffen, und der Lauf der Natur richtet sich auch nicht so von selbst nach dem Verdienste, sondern das Glück des Lebens hängt von Umständen ab, die bey weiten nicht alle in des Menschen Gewalt sind. Also bleibt unsere Glückseligkeit immer nur ein Wunsch, ohne daß er, wenn nicht irgend eine andere Macht hinzukommt, jemahls Hoffnung werden kann.

Lehrer. Hat die Vernunft wohl Gründe für sich, an einen Gott zu glauben, welcher die Glückseligkeit nach Verdienst und Schuld der Menschen austheilt?

Schüler. Ja, denn wir sehen an den Werken der Natur, die wir beurtheilen können, eine so ausgebreitete und tiefe Weisheit, die wir uns nicht anders, als durch eine unaussprechlich große Kunst eines Weltschöpfers erklären können. Von dieser haben wir uns denn auch, was die sittliche Ordnung betrifft, in der doch die höchste Zierde der Welt besteht, eine nicht minder weise Regierung zu versprechen Ursache. Wenn wir uns nämlich nicht selbst der Glückseligkeit unwürdig machen, welches durch Uebertretung unserer Pflicht geschieht, so können wir auch hoffen, ihrer theilhaftig zu werden.

In dieser Catechese, welche durch alle Artikel der Tugend und des Lasters durchgeführt werden muß, ist die größte Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß das Pflichtgebot ja nicht auf die Vortheile oder Nachtheile, welche aus der Tugend oder Untugend folgen, gegründet werde. Die Schändlichkeit, nicht die Schädlichkeit des Lasters muß überall hervorstechend dargethan werden. Denn, wenn die Würde der

Tugend in Handlungen nicht über alles erhaben wird, so verschwindet der Pflichtbegriff selbst, da denn der Adel des Menschen in seinem eigenen Bewußtseyn verlohren geht, und er für einen Preis feil ist, und zu Kaufe steht, den ihm verführerische Neigungen anbieten.

Von der größten Wichtigkeit in der Erziehung ist es auch, den moralischen Catechismus nicht mit dem Religionscatechismus vermischt vorzutragen, noch weniger ihn auf den letztern folgen zu lassen, sondern jederzeit den erstern, und zwar mit dem größten Fleiße und Ausführlichkeit, zur klärsten Einsicht zu bringen. Denn ohne dieses wird nachher aus der Religion nichts als Heucheley, sich aus Furcht zu Pflichten zu bekennen, und eine Theilnahme an derselben, die nicht im Herzen ist, zu lügen.

II.

Beweis
für das
Daseyn Gottes aus der Natur.

Die gegenwärtige Welt eröffnet uns einen so unermeßlichen Schauplatz von Mannigfaltigkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit, daß selbst nach den Kenntnissen, welche unser schwache Verstand davon hat erwerben können, alle Sprache, über so viele und unabsehlich große Wunder, ihren Nachdruck, alle Zahlen ihre Kraft zu messen, und selbst unsere Gedanken alle Begrenzung vermissen, so, daß sich unser Urtheil vom Ganzen in ein sprachloses, aber desto beredteres Erstaunen auflösen muß. Allerwärts sehen wir eine Kette von Wirkungen und

Ursa-

Ursachen, von Zwecken und Mitteln, Regelmäßigkeit im Entstehen oder Vergehen, und indem nichts von selbst in den Zustand getreten ist, darin es sich befindet, so weißt es immer hin nach einem andern Dinge, als seiner Ursache, welche gerade eben dieselbe weitere Nachfrage nothwendig macht, so, daß auf solche Weise das ganze All im Abgrunde des Nichts versinken müßte, nähme man nicht etwas an, das außerhalb diesem unendlichen Zufälligen, für sich selbst ursprünglich und unabhängig bestehend, dasselbe hielte, und als die Ursache seines Ursprungs ihm zugleich seine Fortdauer sicherte.

Dieser Beweis für das Daseyn Gottes verdient jederzeit mit Achtung genannt zu werden. Er ist der älteste, klåreste und der gemeinen Menschenvernunft am meisten angemessene. Er belebt das Studium der Natur, so wie er selbst von diesem sein Daseyn hat, und dadurch immer neue Kräfte bekommt. Er bringt Zwecke und Absichten dahin, wo sie unsere Beobachtung nicht von selbst entdeckt hätte, und erweitert unsere

Natur-

Naturkenntnisse durch den Leitfaden des Glaubens an Gott. Diese Kenntnisse wirken aber auch wieder auf ihre Ursache zurück, und vermehren den Glauben an einen höchsten Urheber bis zu einer unwiderstehlichen Ueberzeugung.

Es würde daher nicht allein trostlos, sondern auch ganz umsonst seyn, dem Ansehen dieses Beweises etwas entziehen zu wollen. Die Vernunft, die durch so mächtige und unter ihren Händen immer wachsende, ob zwar nur natürliche Beweisgründe unabläßig gehoben wird, kann durch keine Zweifel subtiler abgezogener Speculation so niedergedrückt werden, daß sie nicht aus jeder grüblerischen Unentschlossenheit, gleich als aus einem Traume, durch einen Blick, den sie auf die Wunder der Natur und der Majestät des Weltbaues wirft, gerissen werden sollte, um sich von Größe zu Größe bis zur allerhöchsten, von Bedingten zur Bedingung, bis zum obersten und unbedingten Urheber zu erheben.

Moralischer Beweis für das Daseyn Gottes.

Wenn sich ein moralischer Mensch, umgeben von einer schönen Natur, in einem ruhigen heitern Genusse seines Daseyns befindet, so fühlt er in sich ein Bedürfniß, irgend jemand dafür dankbar zu seyn. Oder er sehe sich ein ander Mahl im Gedränge von Pflichten, denen er nur durch freywillige Aufopferung Genüge leisten kann und will, so fühlt er in sich ein Bedürfniß, hiermit zugleich etwas Befohlnes ausgerichtet und einem Oberherrn gehorcht zu haben. Oder er habe sich etwa unbedachtsamer Weise wider seine Pflicht vergangen, wodurch er doch eben nicht Menschen verantwortlich geworden ist, so werden die strengen Selbstverweise dennoch eine Sprache in ihm führen, als ob sie die Stimme eines Richters wären, dem er darüber Rechenschaft abzulegen hätte. — Der Glaube an einen Gott und eine andere Welt ist mit meiner moralischen Gesinnung

so verwebt, daß, so wenig ich Gefahr laufe, die erstere einzubüßen, eben so wenig besorge ich, daß mir der zweyte jemahls entrissen werden könne.

Das einzige Bedenkliche, das sich bey diesem Vernunftglauben findet, ist, daß sich derselbe auf die Voraussetzung einer moralischen Gesinnung gründet. Nehmen wir einen, der in Ansehung sittlicher Gesetze gänzlich gleichgültig wäre, so wird die Frage, welche die Vernunft hier aufwirft, bloß eine Aufgabe für die Speculation, und kann alsdenn zwar noch mit starken Gründen, aber nicht mit solchen, denen sich die hartnäckigste Zweifelsucht ergeben müßte, unterstützt werden. Es ist aber kein Mensch bey diesen Fragen frey von allem Interesse. Denn, ob er gleich von dem moralischen, durch den Mangel guter Gesinnung, getrennt seyn möchte, so bleibt doch auch in diesem Falle genug übrig, um zu machen, daß er ein göttliches Daseyn und eine Zukunft fürchte. Denn hierzu wird nichts mehr erfordert, als daß er wenigstens keine Gewißheit vorschützen könne, daß kein solches Wesen und kein

künftig

künftig Leben anzutreffen sey, wozu er die Unmöglichkeit von beyden darzuthun haben würde, welches gewiß kein vernünftiger Mensch übernehmen kann. Der moralische Unglaube ist eine Verzichtthuung auf das eigene Bedürfniß der Vernunft. Dieß ist ein mißlicher Zustand des menschlichen Gemüths, der den moralischen Gesetzen zuerst alle Kraft der Triebfedern auf das Herz, mit der Zeit so gar ihnen selbst alle Autorität benimmt, und die Denkungsart veranlaßt, die man Freygeisterey nennt, d. i. den Grundsatz, gar keine Pflicht mehr zu erkennen.

Hoffnung besserer Zeiten.

Wenn der denkende Mensch die Uebel überschlägt, die das menschliche Geschlecht so sehr, und, wie es scheint, ohne Hoffnung eines bessern, drücken, so fühlt er einen Kummer, der wohl gar Sittenverderbniß werden kann, von welchem der Gedankenlose

lose nichts weiß: nehmlich Unzufriedenheit mit der Vorsehung, die den Weltlauf im Ganzen regiert. Es ist aber von der größten Wichtigkeit: mit der Vorsehung zufrieden zu seyn, ob sie uns gleich auf unserer Erdenwelt eine so mühsame Bahn vorgezeichnet hat: theils, um unter den Mühseligkeiten immer noch Muth zu fassen; theils, um, indem wir die Schuld davon aufs Schicksal schieben, nicht unsere eigene, die vielleicht die einzige Ursache aller dieser Uebel seyn mag, darüber aus den Augen zu setzen, und in der Selbstbesserung die Hülfe dagegen zu versäumen.

Wenn es ein der Gottheit würdiger Anblick ist, einen tugendhaften Mann mit Widerwärtigkeiten und Versuchungen zum Bösen ringen und ihn dennoch dagegen Stand halten zu sehen; so ist es ein, ich will nicht sagen einer Gottheit, sondern selbst des gemeinsten aber wohldenkenden Menschen höchst unwürdiger Anblick, das menschliche Geschlecht von Periode zu Periode zur Tugend hinauf Schritte zu thun, und bald darauf eben so tief wieder in Laster und Elend zurückfallen zu sehen.

Eine Weile diesem Trauerspiele zuzuschauen, kann vielleicht rührend und belehrend seyn, aber endlich muß doch der Vorhang fallen. Denn auf die Länge wird es zum Possenspiel, und, wenn die Akteure es gleich nicht müde werden, weil sie Narren sind, so wird es doch der Zuschauer, der an einem oder dem andern Akt genug hat, wenn er daraus mit Grunde abnehmen kann, daß das nie zu Ende kommende Stück ein ewiges Einerley sey. Die am Ende folgende Strafe kann zwar, wenn es ein bloßes Schauspiel ist, die unangenehmen Empfindungen durch den Ausgang wiederum gut machen. Aber Laster ohne Zahl, wenn gleich mit dazwischen eintretenden Tugenden, in der Wirklichkeit sich über einander thürmen zu lassen, damit dereinst recht viel gestraft werden könne, ist wenigstens nach unsern Begriffen, sogar der Moralität eines weisen Welturhebers und Regierers zuwider.

Ich werde also annehmen dürfen, daß das Menschengeschlecht beständig im Fortschreiten zum Bessern begriffen sey, und daß dieses zwar bisweilen unterbrochen,

aber

aber nie abgebrochen seyn werde. Diese Voraussetzung zu beweisen, habe ich nicht nöthig. Denn ich stütze mich auf meine angebohrne Pflicht, in jedem Gliede der Reihe der Zeugungen so auf die Nachkommenschaft zu wirken, daß sie immer besser werde, wovon also die Möglichkeit angenommen werden muß. Es mögen nun auch noch so viele Zweifel gegen meine Hoffnungen aus der Geschichte gemacht werden, die, wenn sie beweisend wären, mich bewegen könnten, von einer dem Anscheine nach vergeblichen Arbeit abzulassen; so kann ich doch, so lange dieses nur nicht ganz gewiß gemacht werden kann, die Pflicht gegen die Klugheitsregel, aufs Unthunliche nicht hinzuarbeiten, nicht vertauschen.

Bey dem traurigen Anblick, nicht so wohl der Uebel, die das menschliche Geschlecht aus Naturursachen drücken, als vielmehr derjenigen, welche die Menschen sich unter einander selbst anthun, erheitert sich doch das Gemüth durch die Aussicht, es könne künftig besser werden, und zwar mit uneigennützigem Wohlwollen, wenn wir längst im Grabe

Grabe seyn, und die Früchte, die wir zum Theil selbst gesäet haben, nicht einärndten werden. Ueberdem lassen sich manche Beweise geben, daß das menschliche Geschlecht, im Ganzen, wirklich in unserm Zeitalter, in Vergleichung mit allen vorigen, ansehnlich zum Moralisch-Bessern fortgerückt sey, und daß das Geschrey von der unaufhaltsam zunehmenden Verunartung desselben gerade daher kommt, daß, wenn es auf einer höhern Stufe der Moralität steht, es noch weiter vor sich sieht, und sein Urtheil über das, was man ist, in Vergleichung mit dem, was man seyn sollte, mithin unser Selbsttadel immer desto strenger wird, je mehr Stufen der Sittlichkeit wir schon erstiegen haben.

Die platonische Republik ist, als ein vermeintlich auffallendes Beyspiel von erträumter Vollkommenheit, die nur im Gehirn des müßigen Denkers ihren Sitz haben kann, zum Sprichwort geworden, und Brucker findet es lächerlich, daß der Philosoph behauptete, ein Fürst würde niemahls wohl regieren, wenn er nicht der Ideen theilhaftig wäre. Allein man würde besser thun,

diesem

diesem Gedanken mehr nachzugehen, und ihn (wo der vortreffliche Mann uns ohne Hülfe läßt) durch neue Bemühungen ins Licht zu stellen, als ihn, unter dem sehr elenden und schädlichen Vorwande der Unthunlichkeit, als unnütz bey Seite zu setzen. Eine Verfassung von der größten menschlichen Freyheit nach Gesetzen, welche machen, daß jedes Freyheit mit der andern ihrer zusammen bestehen kann, (nicht von der größesten Glückseligkeit, denn diese wird schon von selbst folgen) ist doch wenigstens eine nothwendige Idee, die man nicht bloß im ersten Entwurfe einer Staatsverfassung, sondern auch bey allen Gesetzen zum Grunde legen muß. Hierbey muß man anfänglich die gegenwärtigen Hindernisse bey Seite legen, die vielleicht nicht so wohl aus der menschlichen Natur unvermeidlich entspringen mögen, als vielmehr aus der Vernachläßigung der ächten Ideen bey der Gesetzgebung. Denn nichts kann schädlicheres und eines Philosophen unwürdigeres gefunden werden, als die pöbelhafte Berufung auf vorgeblich widerstreitende Erfahrung, die doch gar nicht existiren würde, wenn jene Anstalten

rechter Zeit nach den Ideen getroffen würden, und an deren Statt nicht rohe Begriffe, eben darum, weil sie aus Erfahrung geschöpft worden, alle gute Absicht vereitelt hätten. Welches der höchste Grad seyn mag, bey welchem die Menschheit stehen bleiben müsse, und wie groß also die Kluft, die zwischen der Idee und ihrer Ausführung nothwendig übrig bleibt, seyn möge, das kann und soll niemand bestimmen, eben darum, weil es Freyheit ist, welche jede angegebene Grenze übersteigen kann.

Theodicee

oder

Vertheidigung der göttlichen Weisheit wegen der Uebel in der Welt.

Unter einer Theodicee versteht man die Vertheidigung der höchsten Weisheit des Welturhebers gegen die Anklage, welche die Vernunft aus den Unvollkommenheiten der Welt gegen

gegen den Schöpfer anbringt. Die Vernunft fragt nehmlich: wie kann das moralische und physische Uebel oder die Sünde und das Unangenehme in der Welt mit der Heiligkeit und Güte Gottes bestehen? Und wie kommt das mit seiner Gerechtigkeit überein, daß es dem Bösen oft wohl, dem Guten aber übel geht?

Die Vertheidigung gegen diese Anklage kann nun keinesweges durch die theoretische Vernunft hinlänglich geführt werden, wohl aber durch die practische. Denn durch die letztere wird Gott selbst der Ausleger seines durch die Schöpfung verkündigten Willens, dergestalt, daß wir diese Auslegung als eine unmittelbare Erklärung und Stimme Gottes ansehen müssen, durch die er dem Buchstaben seiner Schöpfung einen Sinn giebt. Eine solche moralische Auslegung des Willens Gottes finde ich nun in einem alten heiligen Buche allegorisch ausgedrückt.

Hiob wird als ein Mann vorgestellt, zu dessen Lebensgenuß sich Alles vereiniget hatte,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

was man, um ihn vollkommen zu machen, nur immer ausdenken mag. Gesund, wohlhabend, frey, ein Gebieter über Andere, die er glücklich machen kann, im Schooße einer glücklichen Familie, unter geliebten Freunden, und über das Alles, was das Vornehmste ist, mit sich selbst zufrieden in einem guten Gewissen. Alle diese Güter, das letzte ausgenommen, entriß ihm plötzlich ein schweres über ihn zur Prüfung verhängtes Schicksal. Von der Betäubung über diesen unerwarteten Umsturz allmählich zum Besinnen gelangt, bricht er nun in Klagen über seinen Unstern aus. Darüber kommt es zwischen ihm und seinen vorgeblich sich zum Trösten einfindenden Freunden bald zu einer Disputation, worin beyde Theile, jeder nach seiner Denkungsart, vornehmlich aber nach seiner Lage, seine besondere Vertheidigung zur moralischen Erklärung jenes schlimmen Schicksals aufstellt.

Die Freunde des Hiobs bekennen sich zu dem System der Erklärung aller Uebel in der Welt aus der göttlichen Gerechtigkeit,

keit, als so vieler Strafen für begangene Verbrechen; und ob sie zwar keine zu nennen wußten, die dem unglücklichen Manne zu Schulden kommen sollten, so glaubten sie doch aus sich selbst urtheilen zu können, er müßte deren auf sich ruhen haben, weil es sonst nach der göttlichen Gerechtigkeit nicht möglich wäre, daß er unglücklich sey. Hiob dagegen erklärt sich für das System des unbedingten göttlichen Rathschlusses. „Er ist einig," sagt er, „er machts, wie er will." Hiob 23, 13. Uebrigens betheuert er mit Entrüstung, daß ihm sein Gewissen seines ganzen Lebens halber keinen Vorwurf mache; was aber menschliche unvermeidliche Fehler betrift, Gott selbst wissen werde, daß er ihn als ein gebrechliches Geschöpf gemacht habe.

In dem, was beyde Theile vernünfteln, oder übervernünfteln, ist wenig Merkwürdiges; aber der Charakter, in welchem sie es thun, verdient desto mehr Aufmerksamkeit. Hiob spricht, wie er denkt, und wie ihm zu Muthe ist, auch wohl jedem Menschen in seiner Lage zu Muthe seyn würde. Seine Freunde

dagegen sprechen, als wenn sie in Geheim von dem Mächtigern (über dessen Sache sie Recht sprechen, und bey dem sich durch ihr Urtheil in Gunst zu setzen ihnen mehr am Herzen liegt, als an der Wahrheit,) behorcht würden. Diese ihre Tücke, Dinge zum Schein zu behaupten, von denen sie doch gestehen mußten, daß sie sie nicht einsahen, und eine Ueberzeugung zu heucheln, die sie in der That nicht hatten, sticht gegen Hiobs gerade Freymüthigkeit, die sich so weit von falscher Schmeicheley entfernt, daß sie fast an Vermessenheit grenzt, sehr zum Vortheil des letztern ab. „Wollt ihr," sagt er, „Gott vertheidigen mit Unrecht? Wollt ihr seine Person ansehen? Wollt ihr Gott vertreten? Er wird euch strafen, wenn ihr die Person ansehet heimlich! Es kommt kein Heuchler vor Ihn." 23, 7 bis 11. 16.

Das letztere bestätigt der Ausgang der Geschichte wirklich. Denn Gott würdigt Hiob, ihm die Weisheit seiner Schöpfung, vornehmlich von Seiten ihrer Unerforschlichkeit, vor Augen zu stellen. Er läßt ihn Blicke auf die schöne Seite der

Schöpfung thun, wo dem Menschen begreifliche Zwecke die Weisheit und gütige Vorsorge des Welturhebers in ein unzweydeutiges Licht stellen. Dagegen läßt er ihn aber auch auf die abschreckende Seite blicken, indem er ihm Produkte seiner Macht und darunter auch schädliche und furchtbare Dinge hernennt, deren jedes für sich zwar zweckmäßig eingerichtet, in Ansehung anderer aber und selbst der Menschen zerstörend, zweckwidrig, und mit einem allgemeinen durch Güte und Weisheit angeordneten Plane nicht zusammen stimmend zu seyn scheinet. Indessen beweiset er ihm doch die den weisen Welturheber verkündigende Anordnung und Erhaltung des Ganzen, obgleich seine Wege, selbst schon in der physischen Ordnung der Dinge, wie vielmehr in der Verknüpfung derselben mit der moralischen, für uns unerforschlich und verborgen seyn müssen.

Der Schluß ist dieser: indem Hiob gesteht, daß er nicht etwa frevelhaft, sondern nur unweislich über Dinge abgesprochen habe, die ihm zu hoch sind, und die er

er nicht versteht, so fällt Gott das Verdammungsurtheil wider seine Freunde, weil sie der Gewissenhaftigkeit nach nicht so gut von Gott geredet hätten, als sein Knecht Hiob.

Betrachtet man nun die Theorie, die jeder von beyden Seiten behauptete, so möchte die seiner Freunde eher den Anschein mehrerer speculativen Vernunft und frommer Demuth bey sich führen; Hiob aber würde wahrscheinlicher Weise vor einem jeden Gerichte dogmatischer Theologen ein schlimmes Schicksal erfahren haben. Also nicht der Vorzug der Einsicht, sondern nur die Aufrichtigkeit des Herzens, die Redlichkeit, seine Zweifel unverhohlen zu gestehen, und den Abscheu, Ueberzeugung zu heucheln, wo man sie doch nicht fühlt, vornehmlich nicht vor Gott, wo diese List ohnedieß ungereimt ist: diese Eigenschaften sind es, welche den Vorzug des redlichen Mannes, in der Person Hiobs, vor dem religiösen Schmeichler im göttlichen Richterausspruch entschieden haben.

Der

Der Glaube aber, der ihm durch eine so befremdliche Auflösung seiner Zweifel, nehmlich bloß durch die Ueberführung von seiner Unwissenheit, entsprang, konnte auch nur in die Seele eines Mannes kommen, der mitten unter seinen lebhaftesten Zweifeln sagen konnte: „Bis daß mein Ende kommt, will ich nicht weichen von meiner Frömmigkeit,“ u. s. w. 27, 5 bis 6. Denn mit dieser Gesinnung bewies er, daß er nicht seine Moralität auf den Glauben, sondern den Glauben auf die Moralität gründete, in welchem Falle dieser, so schwach er auch seyn mag, doch allein lauter und ächter Art ist, indem er so nicht eine Religion der Gunstbewerbung, sondern des guten Lebenswandels gründet.

Christenthum.

Das Christenthum hat, außer der größten Achtung, welche die Heiligkeit seiner Gesetze unwiderstehlich einflößt, noch etwas Liebenswürdiges in sich. Seine Absicht ist: zur Beobachtung der Pflicht Liebe zu befördern, und bringt sie auch hervor, weil der Stifter desselben nicht als ein Befehlshaber, sondern als ein Menschenfreund redet, der in seinem Gehorsam fordernden Willen seinen Mitmenschen ihren eigenen wohlverstandenen Willen ans Herz legt, wornach sie von selbst freywillig handeln würden, wenn sie sich gehörig prüften. Es ist also eine freye Denkungsart, gleichweit entfernt von Sclavensinn und von Bandenlosigkeit, wodurch das Christenthum die Herzen der Menschen für sich zu gewinnen vermag.

Obgleich daher der Lehrer desselben auch Strafen ankündiget, so ist das doch nicht so zu verstehen, als sollten diese die Triebfedern werden, seinen Geboten Folge zu leisten,

sten, denn so fern würde es aufhören liebenswürdig zu seyn. Sondern man darf dieß nur als liebreiche, aus dem Wohlwollen des Gesetzgebers entspringende Warnung, sich vor dem Schaden zu hüten, welcher unvermeidlich aus der Uebertretung des Gesetzes entspringen müßte, auslegen. Und wenn das Christenthum Belohnungen verheißt, so muß dieß ebenfalls nach der freyen Denkungsart nicht so ausgelegt werden, als wäre es ein Angebot, um dadurch den Menschen zum guten Lebenswandel gleichsam zu dingen, denn da würde das Christenthum wiederum für sich selbst nicht liebenswürdig seyn. Nur ein Ansinnen solcher Handlungen, die aus uneigennützigen Beweggründen entspringen, kann gegen den, welcher das Ansinnen thut, Achtung einflößen, ohne Achtung aber giebt es keine wahre Liebe. Also muß man jener Verheißung nicht den Sinn beylegen, als sollten die Belohnungen für die Triebfedern der Handlung genommen werden. Die Liebe, wodurch eine edle Denkart an einen Wohlthäter gefesselt wird, richtet sich nicht nach dem Guten, was der Bedürftige empfängt,

sondern

sondern bloß nach der Gütigkeit des Willens dessen, der geneigt ist, es zu ertheilen, wenn er auch etwa nicht dazu vermögend seyn, oder durch andere Beweggründe, welche die Rücksicht auf das allgemeine Beste mit sich bringt, an der Ausführung gehindert werden sollte.

III.

Nutzen der Critik der reinen Vernunft.

Man wird bey einer flüchtigen Uebersicht dieses Werks wahrzunehmen glauben, daß der Nutzen davon doch nur negativ sey, uns nehmlich mit der speculativen Vernunft niemahls über die Erfahrungsgrenze hinaus zu wagen, und das ist auch in der That ihr erster Nutzen. Dieser aber wird alsbald positiv, wenn man inne wird, daß die Grundsätze, mit denen sich speculative Vernunft über ihre Grenze hinaus wagt, in der That nicht Erweiterung, sondern, wenn man sie näher betrachtet, Verengung unseres Vernunftgebrauchs zum unausbleiblichen Erfolg haben, indem sie wirklich die Gren-

zen

zen der Sinnlichkeit, zu der sie eigentlich gehören, über alles zu erweitern und so den reinen, practischen Vernunftgebrauch gar zu verdrängen drohen. Daher ist eine Critik, welche den Gebrauch der speculativen Vernunft bloß auf Erfahrung einschränkt, sofern zwar negativ, aber, indem sie dadurch zugleich ein Hinderniß aufhebt, welches den practischen Vernunftgebrauch einschränkt, oder gar zu vernichten droht, so ist sie in der That von positivem und sehr wichtigem Nutzen. Ist man einmahl überzeugt, daß es einen schlechterdings nothwendigen practischen oder moralischen Gebrauch der reinen Vernunft gebe, in welchem sie sich unvermeidlich über die Grenzen der Sinnlichkeit erweitert, dazu sie zwar von der speculativen keiner Beyhülfe bedarf, dennoch aber wider ihre Gegenwirkung gesichert seyn muß, um nicht in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, so kann man der Critik diesen positiven Nutzen nicht absprechen. Wollte man ihr diesen Nutzen dennoch nicht zugestehen, so wäre es eben so viel, als sagen, daß die Policey keinen positiven Nutzen schaffe, weil ihr Hauptge-

schäfte

schäfte doch nur ist, der Gewaltthätigkeit, welche Bürger von Bürgern zu besorgen haben, einen Riegel vorzuschieben, damit ein jeder seine Angelegenheiten ruhig und sicher treiben könne.

Land des reinen Verstandes.

Wir haben jetzt das Land des reinen Verstandes nicht allein durchreiset, und jeden Theil davon sorgfältig in Augenschein genommen, sondern es auch durchmessen, und jedem Dinge auf demselben seine Stelle bestimmt. Dieses Land aber ist eine Insel, und durch die Natur selbst in unveränderliche Grenzen eingeschlossen. Es ist das Land der Wahrheit (ein reizender Name), umgeben von einem weiten und stürmischen Oceane, dem eigentlichen Sitze des Scheins, wo manche Nebelbank, und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder lügt, und indem es den auf Entdeckungen herum-

schwär-

schwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abentheuer verflechtet, von denen er niemahls ablassen, und sie doch auch niemahls zu Ende bringen kann. Ehe wir uns aber auf dieses Meer wagen, um es nach allen Breiten zu durchsuchen, und gewiß zu werden, ob etwas in ihnen zu hoffen sey, so wird es nützlich seyn, zuvor noch einen Blick auf die Charte des Landes zu werfen, das wir eben verlassen wollen, und erstlich zu fragen, ob wir mit dem, was es in sich enthält, nicht allenfalls zufrieden seyn könnten, oder auch aus Noth zufrieden seyn müssen, wenn es sonst überall keinen Boden giebt, auf dem wir uns anbauen könnten; zweytens unter welchem Titel wir denn selbst dieses Land besitzen, und uns wider alle feindselige Ansprüche gesichert halten können.

Ver-

Veruneinigung der Vernunft mit sich selbst.

....

Unglücklicher Weise für die Speculation (vielleicht aber zum Glück für die practische Bestimmung des Menschen) siehet sich die Vernunft, mitten unter ihren größesten Erwartungen, in einem Gedränge von Gründen und Gegengründen verwickelt. Dennoch ist es sowohl ihrer Ehre, als auch sogar ihrer Sicherheit wegen nicht thunlich, sich zurück zu ziehen, und diesem Zwiste als einem bloßen Spielgefechte gleichgültig zu zu sehen, noch weniger schlechthin Friede zu gebieten, weil der Gegenstand des Streites sehr interessirt. Daher bleibt der Speculation weiter nichts übrig, als über den Ursprung dieser Veruneinigung der Vernunft mit sich selbst nachzusinnen, ob nicht etwa ein bloßer Mißverstand daran Schuld sey, nach dessen Erörterung vielleicht zwar beiderseits stolze Ansprüche wegfallen, aber dafür

für ein dauerhaft ruhiges Regiment der Vernunft über Verstand und Sinne seinen Anfang nehmen würde.

Unbedingte Nothwendigkeit.

Die unbedingte Nothwendigkeit, die wir, als den letzten Trager aller Dinge, so unentbehrlich bedürfen, ist der wahre Abgrund für die menschliche Vernunft. Selbst die Ewigkeit, so schauderhaft erhaben sie auch ein Haller schildern mag, macht lange den schwindelichten Eindruck nicht auf das Gemüth; denn sie mißt nur die Dauer der Dinge, aber trägt sie nicht. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, man kann ihn aber auch nicht ertragen: daß ein Wesen, welches wir uns auch als das höchste unter allen möglichen vorstellen, gleichsam zu sich selbst sage: Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit, außer mir ist nichts, ohne das, was bloß durch meinen Willen etwas ist; aber

aber woher bin ich denn? Hier sinkt alles unter uns, und die größte Vollkommenheit, wie die kleinste, schwebt ohne Haltung bloß vor der speculativen Vernunft, der es nichts kostet, die eine so wie die andere ohne die mindeste Hinderniß verschwinden zu lassen.

Unzulänglichkeit des ontologischen Beweises fürs Daseyn Gottes.

Da der so berühmte ontologische Beweis vom Daseyn eines höchsten Wesens, ein Beweis aus bloßen Begriffen und Ideen ist, so ist alle Mühe und Arbeit damit verlohren, und ein Mensch möchte wohl eben so wenig aus bloßen Ideen an Einsichten reicher werden, als ein Kaufmann an Vermögen, wenn er, um seinen Zustand zu verbessern, seinem Cassenbestande einige Nullen anhängen wollte.

Unzulänglichkeit des cosmologischen Beweises fürs Daseyn Gottes.

Wir wollen nun eine List der speculativen Vernunft offenbaren, mit welcher sie in dem cosmologischen Beweise ein altes Argument in verkleideter Gestalt für ein neues aufstellt, und sich auf zweyer Zeugen Einstimmung beruft, nehmlich einen reinen Vernunftzeugen, und einen andern von empirischer Beglaubigung, da es doch nur der erstere allein ist, welcher bloß seinen Anzug und Stimme verändert, um für einen zweyten gehalten zu werden. Um seinen Grund recht sicher zu legen, fußet sich dieser Beweis auf Erfahrung, und gibt sich dadurch das Ansehen, als sey er vom ontologischen Beweise unterschieden, der auf lauter reine Begriffe sein Vertrauen setzt. Dieser Erfahrung aber bedient sich der cosmologische Beweis nur, um einen einzigen Schritt zu

thun,

thun, nehmlich zum Daseyn eines nothwendigen Wesens überhaupt. Was dieses für Eigenschaften habe, kann der empirische Beweisgrund nicht lehren, sondern da nimmt die Vernunft gänzlich von ihm Abschied, und forscht hinter lauter Begriffen.

Unzulänglichkeit des physicotheologischen Beweises fürs Daseyn Gottes.

Ob wir gleich wider die Vernunftmäßigkeit und Nützlichkeit des Beweises aus den Vollkommenheiten der Welt nichts einzuwenden haben, sondern dieselbe vielmehr anempfehlen müssen, so können wir darum doch die Ansprüche nicht billigen, welche diese Beweisart auf apodictische Gewißheit und auf einen gar keiner Gunst oder fremden Unterstützung bedürftigen Beyfall machen möchte, und es

kann der guten Sache keinesweges schaden, die dogmatische Sprache eines hohnsprechenden Vernünftlers auf den Ton der Mäßigung und Bescheidenheit eines zur Beruhigung hinreichenden Glaubens herabzustimmen. Ich behaupte demnach, daß der physicotheologische Beweis das Daseyn eines höchsten Wesens niemahls allein darthun könne, sondern es jederzeit dem ontologischen, als dem einzigmöglichen überlassen müsse, diesen Mangel zu ergänzen.

Die Physicotheologen haben also gar nicht Ursache, gegen die transcendentale Beweisart so spröde zu thun, um auf sie mit dem Eigendünkel hellsehender Naturkenner, als auf das Spinnengewebe finsterer Grübler, herabzusehen. Denn, wenn sie sich nur prüfen wollten, so würden sie finden, daß, nachdem sie eine gute Strecke auf dem Boden der Natur und Erfahrung fortgegangen sind, und sich gleichwohl immer noch eben so weit von dem Gegenstande sehen, der ihrer Vernunft entgegen scheint, sie plötzlich diesen Boden verlassen, und ins Reich bloßer Möglichkeiten übergehen, wo sie auf den Flügeln

der Ideen demjenigen nahe zu kommen hoffen, was sich aller ihrer empirischen Nachsuchung entzogen hatte. Nachdem sie endlich durch einen so mächtigen Sprung festen Fuß gefaßt zu haben vermeinen, so verbreiten sie den nunmehr bestimmten Begriff über das ganze Feld der Schöpfung, und erläutern das Ideal, welches lediglich ein Produkt der reinen Vernunft war, ob zwar kümmerlich genug, und weit unter der Würde seines Gegenstandes, durch Erfahrung, ohne doch gestehen zu wollen, daß sie zu dieser Kenntniß oder Voraussetzung durch einen andern Fußsteig, als den der Erfahrung, gelanget sind.

So liegt demnach dem physicotheologischen Beweise der cosmologische, diesem aber der ontologische Beweis zum Grunde. Und da außer diesen drey Wegen der speculativen Vernunft keiner mehr offen ist, so ist der ontologische Beweis, als ein Beweis aus lauter reinen Vernunftbegriffen, der einzig mögliche, der aber zu keiner apodictischen Gewißheit zureichend seyn kann, mithin kann

die

die Gewißheit für das Daseyn Gottes nur durch den moralischen Beweis gewiß beglaubiget werden.

Erfindung neuer Wörter.

Bey dem großen Reichthum unserer Sprachen findet sich doch oft der denkende Kopf wegen des Ausdrucks verlegen, der seinem Begriffe genau anpaßt, und in dessen Ermangelung er weder andern, noch sogar sich selbst recht verständlich werden kann. Neue Wörter zu schmieden, ist eine Anmaßung zum Gesetzgeben in Sprachen, die selten gelingt, und ehe man zu diesem verzweifelten Mittel schreitet, ist es rathsam, sich in einer todten und gelehrten Sprache umzusehen, ob sich daselbst nicht dieser Begriff sammt seinem angemessenen Ausdrucke vorfinde, und wenn der alte Gebrauch desselben durch Unbehutsamkeit ihrer Urheber auch etwas schwankend geworden wäre, so ist es doch

besser,

besser, die Bedeutung, die ihm vorzüglich eigen war, zu befestigen, als sein Geschäfte nur dadurch zu verderben, daß man sich unverständlich machte.

Letzte Periode in der Critik der reinen Vernunft.

Wenn der Leser den critischen Weg in meiner Gesellschaft durchzuwandern Gefälligkeit und Geduld gehabt hat, so mag er jetzt urtheilen, ob nicht, wenn es ihm beliebt, das Seinige dazu beyzutragen, um diesen Fußsteig zur Heeresstraße zu machen, dasjenige, was viele Jahrhunderte nicht leisten konnten, noch vor Ablauf des gegenwärtigen erreicht werden möge: nehmlich, die menschliche Vernunft in dem, was ihre Wißbegierde jederzeit bisher vergeblich beschäftigt hat, zur völligen Befriedigung zu bringen.

IV.

Abhandlung.

Anzeige der vorzüglichsten Absichten und Hauptresultate der kantischen Philosophie.

....

Wenn man alles zusammen nimmt, was das kantische System zu beabsichtigen und zu bewirken sucht, so besteht die Hauptabsicht desselben darin: die Moral und Religion in ihrer ganzen Würde, Majestät und Unverletzbarkeit darzustellen, und dadurch auch zugleich den Menschen mit der Hohheit seiner eigenen Natur und

und Bestimmung bekannt zu machen.

Auf diesen Hauptendzweck beziehn sich selbst diejenigen Theile dieses Systems, die ihrem eigentlichen Inhalte nach, nichts minder, als Religion ankündigen, ja dieselbe wohl gar anzufeinden scheinen. Es sind entweder nähere oder entferntere angelegte Festungswerke zur Vertheidigung der Moral und Religion, oder es sind Instrumente, wodurch die Religion aus dem Schutte des Unglaubens und des Aberglaubens herausgezogen und gereiniget wird, damit sich ihre Schönheit offenbare, und ihr himmlischer Glanz alle Zweifler zum Glauben, alle freche Leugner und Lästerer aber zum Verstummen und zur Beschämung bringe.

Mehrere weitläuftige Untersuchungen in der Critik gehen dahinaus, es klar darzuthun, daß durch alle und jede Beweise der theoretischen Vernunft weder der Glaube noch der Unglaube an das Daseyn Gottes begründet werden kann. Aber mit diesem Ausspruche der theoretischen Vernunft ist darum noch keinesweges ein End-

urtheil

urtheil über die Existenz Gottes, sondern nur über den Weg gefällt, auf welchem man bisher die höchste und zuverläßigste Beglaubigung für das Daseyn oder Nichtseyn eines höchsten Wesens meinte gefunden zu haben. Nein, nachdem uns die Critik, in Rücksicht der Existenz Gottes und überhaupt alles Uebersinnlichen, den theoretischen Weg des Erkennens auf immer als unzugänglich verschlossen hat, öffnet sie uns den moralischen Weg der practischen Vernunft und des Glaubens, der eben so zuverläßig, als anmuthig und reizend ist.

Ich, als theoretisches Erkenntnißvermögen, so urtheilt die theoretische Vernunft in der Critik über sich selbst, kann nur das erkennen, was da ist, nehmlich alle Gegenstände in der Natur oder Sinnenwelt, die mir durch die Anschauung und durch die Erfahrung gegeben werden. Zwar kann ich auch speculativer Weise über Natur und Erfahrung hinausgehen, und die Existenz solcher Gegenstände denken, die mir in der Natur nirgends

gends erscheinen, wie z. B. das Daseyn Gottes und der Mondbewohner, ob aber diese Gegenstände wirklich existiren, das kann ich nicht mit völliger Gewißheit darthun. Denn die wirkliche Existenz einer Sache kann ich, als theoretisches Vermögen, nicht aus der Idee oder aus dem Begriffe von einer Sache, sondern nur aus der Anschauung der Sache selbst erweisen. Alles, was ich zur Beglaubigung der wirklichen Existenz solcher Objecte, die ich bloß denke, aber nicht anschaue, thun kann, ist dieß, daß ich ihre Möglichkeit, bisweilen auch ihre Wahrscheinlichkeit beweise und zugebe.

Die Objecte, deren Existenz ich mir bloß zu denken vermag, können aber entweder Gegenstände der Natur oder der Sinnenwelt seyn, z. B. die Mondbewohner; oder es können auch Gegenstände einer übersinnlichen Welt seyn, z. B. die Gottheit und die Freyheit.

Existirt nun ein bloß von mir gedachtes Naturobject dennoch wirklich in der Sin-

nenwelt, so kann dasselbe mit der Zeit immer noch ein Gegenstand der Erfahrung und Anschauung für mich werden. So konnte ich, z. B. vor der Entdeckung des Uranus, gar wohl die Möglichkeit, allenfalls auch die Wahrscheinlichkeit der Existenz eines siebenten Planetens denken, nun aber, da man ihn wirklich entdeckt hat, ist mir dieser zuvor bloß gedachte und vermuthete Naturgegenstand auch durch Anschauung und Erfahrung gegeben, und ich beweise dessen Existenz nun nicht mehr bloß aus dem Begriffe von einem solchen Weltkörper, sondern auch aus der Anschauung des Uranus selbst.

Eine ganz andere Bewandtniß hat es, wenn ich mir einen Gegenstand aus der übersinnlichen Welt denke, zum Beyspiel die Gottheit. Ein solches übersinnliches Object mag wirklich existiren, wie es will, es kann dennoch, eben weil es ein übernatürliches Object ist, niemahls angeschaut, also seine Existenz auch niemahls theoretisch bewiesen werden. Wenn ich mir also solche übersinnliche Objecte, wie z. B. Gott, Freyheit

und Unsterblichkeit, denke, so habe ich weiter nichts als die Ideen zur Beglaubigung der wirklichen Existenz solcher Gegenstände. Durch eine solche Beglaubigung mit bloßen Ideen kann ich aber die Realität solcher Gegenstände nicht mit Gewißheit darthun. Ich kann aber auch, was wohl zu merken ist, das Daseyn Gottes keinesweges durch theoretische Ideen weg läugnen, vielmehr muß ich die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Existenz eines solchen Wesens zugeben, wobey aber freylich immer noch Ungewißheit übrig bleibt.

Da ich also aus meinem theoretischen Erkenntnißvermögen und aus den Naturvollkommenheiten keine unbezweifelte Gewißheit für die Existenz und Realität übersinnlicher Gegenstände aufzeigen kann, so muß mir diese Gewißheit wo anders her zugesichert werden. Und dieß geschieht denn auch wirklich, und zwar auf folgende Weise.

Neben meinem theoretischen Erkenntnißvermögen, das sich blos auf die Sinnenwelt,

als

als auf eine mechanische Natur bezieht, existirt nun auch noch, in dem Menschen, die practische Vernunft, die auch Wille heißt, und dessen Natur nicht in Mechanismus, sondern in absoluter Freyheit besteht.

Diese practische Vernunft kündiget mir ihre Existenz durch das Moralgesetz auf folgende Weise an. Ich bin, so erklärt sich mir die practische Vernunft über ihre Natur und Existenz, ein absolut selbstständiges, von aller mechanischen Natur unabhängiges Vermögen. Ich bin ein absoluter, unbedingter Wille, und gebe mir für mein Wollen aus Freyheit selbst das Gesetz, so wie ich mir auch die Gegenstände meines Wollens, und die Beweise für die wirkliche Existenz derselben, aus Freyheit selbst hervorbringe. Diese Hervorbringung der Gegenstände meines Willens geschieht aber nicht durch eine physische, sondern durch eine moralische Schöpfung, das heißt, ich erzeuge nicht die reelle Existenz, sondern nur den Glauben an die wirkliche Existenz solcher

Gegen-

Gegenstände. Die Ideen von Gott, Freyheit und Unsterblichkeit, als Ideen meines absoluten Willens, sind zugleich absolute, unverletzliche und heilige Beweise für die wirkliche Existenz ihrer Objecte, dergestalt, daß sich die theoretische Vernunft, als ein der practischen Vernunft untergeordnetes Vernunftvermögen, keinesweges an den practischen Beweisen vergreifen, und die reelle Objectivität der practischen Ideen etwan deswegen bezweifeln darf, weil sie durch ihre theoretische Erkenntnisse dergleichen Ideen keine objective Realität zusichern kann. Denn der Unglaube an die objective Realität der practischen Vernunftideen würde zugleich ein Unglaube an practische Vernunft selbst seyn, wodurch also überhaupt alle Moralität, Freyheit und Menschenwürde vernichtet und völlig aufgehoben werden würde.

Ueber diese Aussage der practischen Vernunft erklärt sich nun die theoretische Vernunft also. Ich als ein theoretisches Erkenntnißvermögen würde von dem Daseyn der practischen Vernunft gar nichts wissen,

sen, wenn sie mir ihr Daseyn nicht selbst durch das Gesetz der Freyheit ankündigte. Da sie sich mir aber in der Idee des Gesetzes selbst offenbaret, so muß ich ihr Daseyn auch erkennen. Denn das Gesetz ist nicht nur ein wirkliches, sondern auch ein solches Factum, das mir aus allen Datis der Sinnenwelt, und aus dem ganzen Umfange meines theoretischen Vernunftgebrauchs unerklärlich ist, indem bey mir alles aus mechanischer Naturnothwendigkeit besteht, der Mechanismus aber das gerade Widerspiel von der Freyheit ausmacht.

Um nun die Existenz der practischen Vernunft und ihrer Objecte zuzugeben, habe ich weiter gar nichts zu thun, als zu bekennen, daß ich mir in meinem Denkvermögen neben den Naturgesetzeu auch des Gesetzes der Freyheit bewußt bin. Ein solches Bewußtseyn des Gesetzes der Freyheit, als eines absoluten Willens, kann ich nun aber keineswegs abläugnen. Denn ich bin mir des Moralgesetzes eben so gut bewußt, als der Naturgesetze. Und

wollte

wollte ich den practischen Ideen die wirkliche Existenz ihrer Gegenstände deswegen absprechen, weil die practische Vernunft die Realität ihrer Objecte nicht, wie ich, mit Anschauungen, sondern mit einem absoluten Wollen aus Freyheit beglaubiget, so wäre das eben so vernunftwidrig, als wenn die practische Vernunft meine Anschauungen und Naturgesetze deswegen für ungültig erklären wollte, weil es keine Producte des Willens und der Freyheit sind.

Wenn ich aber dennoch die Realität der Freyheitsobjecte beharrlich für eine solche erkläre, die theoretisch ungewiß ist, so will ich damit nur so viel sagen, daß ich das Daseyn der Freyheit nicht aus meinem theoretischen Vermögen kenne, sondern von ihrer und ihrer Objecte Existenz nur in so fern etwas Gewisses und Positives weiß, in wiefern mir die practische Vernunft ihr und ihrer Objecte Daseyn durch das Gesetz, als durch ein Factum

der Freyheit, selbst kund thut und beglaubiget. Ich, als theoretisches Erkenntnißvermögen, nehme bloß an, was mir die practische Vernunft in den Ideen ihres Gesetzes aussagt und mittheilt. Und ob dieses Mittheilen gleich auch nur ein Geben durch bloße Ideen und nicht durch Anschauungen ist, so sind diese Ideen doch Ideen eines absoluten Willens, welche die Beglaubigung für die wirkliche Existenz ihrer Objecte gar nicht aus dem Daseyn solcher Objekte selbst, sondern bloß aus dem absoluten Willen hernehmen, zu welcher Beglaubigung der Wille, verm ge seiner unbedingten Freyheit, auch das Können in sich begreift.

Ich sehe mich aber, laut des Moralgesetzes, nicht nur genöthiget, der practischen Vernunft und ihren Objecten eine wirkliche, wenn gleich nur freye und moralische Existenz zuzugestehen, sondern ich muß auch ihren Aussprüchen, als den Aussprüchen eines freyen Willens, der sich durch sich

selbst

selbst eine moralische Schöpfung hervorbringen kann, den Vorrang vor mir zugestehen, und die practische Vernunft als ein Vermögen anerkennen, das über die Erfahrung hinausgehen, und von der übersinnlichen Welt etwas Positives, nehmlich die Freyheit, bestimmen kann, welches ich, als theoretisches Vermögen, keinesweges zu thun vermag.

Auf diese Weise gibt uns nun die practische Vernunft einen Glauben, der durch seine eigene Hohheit, ohne fremden Beystand, zu Gott führt. Und dieser Glaube gewinnt um desto mehr Festigkeit und Ansehen, je ausgemachter es ist, daß der theoretischen Vernunft bey dem Endurtheile über Religionssachen kein Stimmrecht zukömmt. Der Glaube findet zwar an der theoretischen Vernunft keinen solchen Freund, der ihm in den Stunden der Schwachheit eine hinlängliche Unterstützung leisten könnte, aber er hat auch keinen Feind an ihr, der vermögend wäre, ihn zum Abfall zu verleiten. Vermag die theoretische Vernunft das Daseyn

Gottes nicht hinlänglich zu beweisen, so kann sie dasselbe noch weit weniger abläugnen. Denn da, wo sie selbst aus wahrscheinlichen Vermuthungen für die Existenz eines solchen Wesens spricht, da hat sie zugleich auch die weit mächtigere, ja hinlänglich glaubwürdige Stimme der practischen Vernunft auf ihrer Seite zur Unterstützung; da hingegen aber, wo sie das Daseyn Gottes wegdemonstriren will, hat sie, nebst dem Bewußtseyn ihres Unvermögens, auch noch die Aussprüche der practischen Vernunft wider sich.

Die kantische Vernunftcritik hat uns also allerdings, in dem Gebiet der theoretischen Vernunft, alle zuverläßige Gewißheit für das Daseyn Gottes auf immer abgesprochen; aber nur deswegen, weil hier, bey einer genauern Prüfung, wirklich keine befriedigende objective Gewißheit vorhanden ist, ob man sich gleich bisher öfters von einer solchen überredet hatte. Dagegen zeigt sie uns in dem Gebiet der practischen oder moralischen Vernunft solche Beweis-

gründe, welche für alle Gutgesinnte hinreichend sind, einen festen und zuversichtlichen Glauben an das höchste Wesen hervor zu bringen. Hier, in der Moral ist die Wurzel des Glaubens zu finden, die keine Vernunft auszurotten vermag, ohne sich selbst zu vertilgen!

Alle theoretische Beweise, welche Moral und Religion fest gründen wollten aber nicht konnten, die werden von der Critik in ihrer Nichtigkeit dargestellt und verworfen. Dadurch gewinnt sie uns aber auch eine Aussicht, wo wir ungehindert die eigentliche Grundfeste der moralischen Beglaubigung in ihrer ganzen Unerschütterlichkeit und Herrlichkeit erblicken können.

Auf diese Weise ist nun die Critik der reinen Vernunft eine wahre Beschützerin des Glaubens und der Religion. Denn auf der einen Seite bringt sie uns durch die Vorhaltung der Majestät der Religion unwiderstehlich zum Glauben an dieselbe. Auf der andern Seite aber zeigt sie uns auch die

theoretischen Blendwerke an, wodurch uns bisher die Beglaubigungsgründe der Religion so ungewiß gemacht, ja bisweilen wohl gänzlich entrissen worden. Zugleich reicht sie uns auch die Mittel dar, wodurch wir in Zukunft alle neue und ähnliche Blendwerke als solche entdecken und vernichten können.

Aber mit der Begründung der reinen moralischen Vernunftreligion ist auch für das Christenthum ein unbeweglicher Grundstein gelegt worden. Denn da man, in Rücksicht auf theoretische Principien, bisher die christliche Religion ihrer Unvernünftigkeit wegen anklagte, und deswegen das Testament, das uns diese Erbschaft zusichert, als ungültig erklärte, so muß es nun eine eben so hinlängliche als erwünschte Beglaubigung seyn, in unserer eigenen moralischen Vernunft ein mit dem Testamente des Christenthums gleichlautendes Document zu finden, und dadurch die vorgegebene Unvernünftigkeit und Ungültigkeit des Testaments als einen voreiligen Irrthum oder wohl gar als eine boshafte Verläumdung

dung darzustellen, und uns also nicht nur im Besitze dieser göttlichen Erbschaft zu erhalten, sondern uns denselben auch auf immer zuzusichern. Denn nun wird uns diese Erbschaft von der Vernunft, als der höchsten Instanz, (die uns zuvor das Erbrecht versagen wollte) selbst zugesprochen, weil sie in ihrem eigenen Archiv die Urkunde von dem Vermächtniß gefunden hat.

Eben so nun, wie uns die critische Philosophie die Religion in ihrem himmlischen Glanze vorhält, so stellt sie uns auch die Moral in ihrer Herrlichkeit dar. Zwar ist die Erhabenheit der kantischen Moral noch von niemand bezweifelt worden. Vielmehr ist man hie und da zu der sonderbaren Meinung geneigt gewesen, daß der philosophische Reformator des nördlichen Europens das in der Moral zu viel thue, was er in der Religion zu wenig leiste; daß sein Glaube an die Moral zu fest, an die Religion aber zu schwankend sey; daß er in jener übermenschliche Anforderungen mache, in dieser aber nur einen Glauben ohne alle theoretische Gewißheit fordere.

Es ist hier nicht meine Absicht, diese Meinung ausführlich zu berichtigen. Nur so viel will ich erwähnen, daß eine solche strenge Moral allein eine unverfälschte ist, und daß ein auf dieselbe gegründeter Glaube eben so fest und zuversichtlich seyn muß, als die Moral streng ist, weil ein solcher Glaube selbst Moral ist, indem er von der Moral ausgeht und wieder auf sie zurück wirkt. So viel die Moralität des Menschen taugt, so viel taugt auch sein Glaube. Ist seine Moralität unlauter, so ist auch sein Glaube unächt, und die vorgebliche Stärke des Glaubens ohne Moral beruht auf einem gefährlichen Selbstbetruge, und löst sich bey einer richtigen Selbsterkenntniß sogleich in Schwäche und Grundlosigkeit auf.

Unsere Neigungen erklären freylich die Anforderungen der Moral für etwas Uebermenschliches und Unthunliches, aber das Urtheil des Gewissens oder der practischen Vernunft sagt das Gegentheil aus. Und warum sollten auch die strengen Anforderungen der Moral etwas Uebermenschliches seyn?

Gehen sie nicht eben so wohl aus der menschlichen Natur hervor, als die Widerspenstigkeit gegen dieselbe? Der Unterschied ist nur der, daß jene die Aussagen der Vernunft und der Wahrheit, diese aber das Werk der Neignngen und der Lügen sind.

Die unerbittlichen Aussprüche sind gar nicht so hart, wie man sich immer überredet, und das Pflichtgebot besteht keineswegs in einem kalten und strengen: Du sollst, weil du sollst, wie man sich gewöhnlich vorstellt. Nein, die Vorstellung: du sollst, weil es deine Pflicht ist, besteht darin, daß man den Menschen in das Innere seiner moralischen Natur hinein schauen läßt, wo er dann das majestätische: du sollst! in seinem eigenen Willen nicht nur erblickt, sondern auch so erblickt, daß er davor erschrickt, und mit Achtung gegen die Stimme des Gesetzes erfüllt wird. Das Donnerwetter auf Sinai, ist nicht ohne Bedeutung! Noch blitzt es so, oft, als der Mensch die Gesetzgebung in seinem Innern anschaut, und er sich nicht

selbst

selbst eine Decke von allerley Sophismen zusammenwebt, um damit sein Antlitz vor der Majestät des Gesetzes zu verbergen.

Nein, lasset den Menschen nur das Gesetz sehen, wie es ist, so wird sich die Kälte in dem: du sollst, gewiß in eine Flamme verwandeln, die seine ganze Seele ergreift. Und dann wird ihm auch die Strenge des Gebots als eine Gelindigkeit erscheinen, indem er bald gewahr werden wird, daß die Stimme: du sollst! zugleich die Stimme seines eigenen Willens ist, und also das Sollen auch in einem eigenen Wollen besteht.

Die kantische Philosophie zeigt uns die Moral so, wie sie wirklich in unserer practischen Vernunft existirt, und aus derselben hervor geht. Alle Principien der Glückseligkeit, des Determinismus und der Erfahrung stößt sie aus der reinen Moral, als etwas dieselbe Entehrendes oder Tödtendes, eben so ohne Schonung hinaus, wie einst der große Weltverbesserer zu Palästina die

Wechsler und Taubenkrämer zu dem Tempel, als denselben schändende Personen, hinaus stieß. Was Wunder, daß man sich einem solchen Unternehmen, als einer Verwegenheit, jetzt, wie ehemahls, widersetzte, und den eigentlichen Grund davon gar nicht begreifen konnte, da ja alle Welt den Zweig des Vortheils, den man auf Moral und Religion gepfropft hatte, gerade für den schönsten und fruchtbarsten hielt, und selbst solche Männer in der Theorie sich in das System der Glückseligkeit und des Determinismus verstricken ließen, die übrigens in Gesinnung und Wandel solchen Grundsätzen gerade zu widersprachen.

Aber, sich wohl bewußt, daß die Vernunft, selbst bey minder bessern Menschen, der Wahrheit dennoch Gehör gibt, wenn sie nur, nebst der ihr widerstreitenden Lüge, genugsam ans Licht gezogen wird, schuf sich die Kritik mühsam eine Menge Werkzeuge, wodurch sie die Nichtigkeit des Irrthums und die Erhabenheit der Wahrheit hinlänglich darstellen konnte. Zwar hatte sie in den

Verschanzungen gegen die Religionsfeinde auch schon zugleich die vorzüglichsten Vertheidigungswerke wider die Gegner einer lautern Moral angelegt, indem sie sowohl die Religion als die Moral nur als Producte der Freyheit behauptet, zugleich aber auch darthut, daß die Freyheit ein Vermögen ist, welches von aller Natur unabhängig und wesentlich von ihr unterschieden ist, mithin auch durch die Naturbegriffe der theoretischen Vernunft weder behauptet, noch abgeläugnet werden kann.

Mit dem Einsturze der Systeme also, die sich der religiöse Unglaube zu seiner Vertheidigung auf dem Gefilde der theoretischen Vernunft aufgeführt hatte, fielen zugleich auch die Systeme des moralischen Unglaubens zusammen. Die Hinstellung der Freyheit, als einer von der Natur wesentlich unterschiedenen Welt, zog auf ein Mahl die eisernen Grundpfeiler der Naturcausalität aus Moral und Religion hinweg, und so fiel das Gebäude des Unglaubens in die grundlose Tiefe auf immer hinab. Denn der Unglaube

wußte

wußte sich nur so lange eine scheinbare Festigkeit zu geben, als er die Freyheit und ihre Producte, Moral und Religion, in der Natur suchte, und nicht merkte, daß die Freyheit für sich besteht, und eine von aller Natur unabhängige Causalität hat, wodurch sie die Moral und die Religion, als ihre eigenthümlichen Producte, hervorbringt, und gegen die Angriffe der theoretischen Vernunft und Naturgesetze, als gegen auswärtige Feinde, vertheidiget.

Aber in der Moral mußte die Vernunftcritik nicht nur gegen den Determinismus, sondern auch noch gegen zwey andere Feinde (die freylich Abkömmlinge und Bundsgenossen des ersten sind) zu Felde ziehen, nehmlich gegen das Glückseligkeitssystem, und gegen eine beynahe sechs tausend jährige Erfahrung, als gegen welche die Anforderungen des Moralgesetzes ungültig zu seyn scheinen.

Die Niederlage des Glückseligkeitssystems mußte nun unvermeidlich schon durch die

gänzliche Absonderung der Natur von der Freyheit erfolgen. Denn da Natur und Freyheit ihrem Wesen nach von einander unterschieden sind, so ist ja nichts leichter einzusehen, als dieß, daß das, was aus der Natur herrührt, nicht aus der Freyheit abstammen kann. Nun ist aber die Glückseligkeit, an und für sich betrachtet, nur ein Product, Zweck und Bedürfniß der Natur; die Moralität aber ist ein Zweck, Product und Bedürfniß *) der Freyheit, folglich können auch die Handlungen, welche bloß Glückseligkeit zur Absicht haben, nichts Moralisches seyn, ob ihnen gleich die Nützlichkeit, ja selbst die Gesetzmäßigkeit nicht abgesprochen werden kann. Nun wird zwar die Glückseligkeit, als ein Endzweck der Natur, keinesweges von der Moral verworfen, vielmehr wird die möglichste Beförderung derselben zur Pflicht gemacht. Aber moralischer

*) Bedürfniß heißt hier so viel als absolutes Wollen; da die practische Vernunft das Moralgesetz schlechterdings will, und sich dasselbe aus Freyheit selbst giebt.

scher Gehalt ist immer nur in so fern in solchen Handlungen, in wie fern sie nicht bloß um der Glückseligkeit willen, sondern in wie fern sie aus Achtung gegen das Gesetz geschehen.

Am deutlichsten zeigt sich der Unterschied zwischen Moralität und Glückseligkeit da, wo die Moral um ihrer selbst willen der Glückseligkeit Abbruch thut, ja dieselbe gänzlich aufzugeben gebietet. Könnte ich z. B. durch eine Lüge für mich und andere einen großen Vortheil bewirken, so darf ich das, laut dem Moralgesetze, schlechterdings nicht thun, wenn ich anders meine Menschenwürde nicht zu Gunsten eines Naturzweckes aufopfern und verletzen will. Nicht die Nützlichkeit oder Schädlichkeit, sondern die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit muß es seyn, weswegen wir uns entschließen, die eine Handlung zu thun, die andere aber zu unterlassen. Hier zeigt sich nun ein himmelweiter Unterschied zwischen der Moralität und Glückseligkeit, indem die Moral alle und jede Glückseligkeit, welche durch gesetzwidrige

Mittel

Mittel bewirkt werden soll, geradezu mit Verachtung abweißt, und so die Neigungen sammt ihren Zwecken jederzeit in einer strengen Unterwürfigkeit unter das Gesetz erhält.

Die Glückseligkeit ist demnach wohl ein Gegenstand für die Moral, aber sie ist die Moral nicht selbst. Die Neigungen können und sollen wohl von der Moral als Unterthanen regiert, aber nur nicht selbst als Herrscher auf den Thron der Moral erhoben werden, weil eine solche Erhöhung der Neigungen, die nur auf ihr Interesse sehen, unvermeidlich den Fall der Moral nach sich ziehen würde.

Eine solche unrechtmäßige Erhebung der Glückseligkeit geschieht aber allemahl da, wo sich Moral und Religion geradezu als Glückseligkeit ankündigen. Denn dadurch wird sogleich der rechte Gesichtspunkt verrückt, und die Aufmerksamkeit mehr und zuerst auf das Interesse der Neigungen gewendet, da sie doch vorzüglich und zunächst auf das Interesse des

Wil-

Willens und der Pflicht gerichtet werden sollte. Nicht minder nachtheilig für die Moral ist es, wenn die Glückseligkeit allein oder doch zu sehr zum Bewegungsgrunde der guten Handlungen gemacht und aufgestellt wird. Man vermahne z. B. zur Tugend der Mäßigkeit, und zähle hier alle die vielen und wohlthätigen Folgen derselben, aber auch die mannigfaltigen Uebel der Unmäßigkeit her. Gesetzt nun, man gewinnt den Zuhörer wirklich dadurch für die Mäßigkeit, so hat man ihm wohl für diese Art Tugend Klugheit und Legaliät, aber keine Moralität beygebracht. Und hätte man auch zu den Bewegungsgründen des Vortheils auch noch den der Pflicht hinzugefügt, so würden die erstern theils wegen ihrer Menge, theils wegen ihres Reizes den letztern doch sehr verdunkeln und entkräften, und es wäre dann bloß die unverdorbene Gesinnung, die zufälliger Weise in dem Zuhörer existirte, wenn er aus einer solchen Menge anziehender und eigennütziger Bewegungsgründe dennoch den minder anlockenden und nichts verheißenden Bewegungsgrund

grund der Pflicht, als den Diamant unter den übrigen hervorziehen, und nach Würden schätzen sollte.

Die bloße Vorstellung der Pflicht, ob sie gleich den Neigungen mehr Verlust als Gewinn ankündiget, wirkt dennoch weit stärker auf die Moralität des Menschen, als alle Abschilderungen der vortheilhaften und nachtheiligen Folgen. Ueberdieß hat die Vorhaltung der Pflicht auch noch das voraus, daß sie dem Menschen keinen Ausweg übrig läßt, die Tugend zu umgehen. Dahingegen glaubt eine Tugend, die bloß ein Sclave des Eigennutzes ist, ihren Gebieter hie und da durch Vorsichtigkeit hintergehen und den Nachtheil abwenden zu können.

Das Glückseligkeitsprincip ist also kein Princip für die Moral, indem das erstere aus der Natur, das andere aber aus der Freyheit hervor geht, die Freyheit aber ihren eigenthümlichen und höhern Zweck hat, welchem die Glückseligkeit, als ein Naturzweck, dergestalt untergeordnet ist, daß die-

ser sogleich zurücktreten muß, so bald er nicht ohne Nachtheil für jenen bestehen kann. Bey dem allen aber ist es keinesweges die Meinung, als ob Glückseligkeit, Vortheil und Nachtheil, Furcht und Hoffnung gar nicht als Triebfedern und Bewegungsgründe in moralischen und religiösen Belehrungen gebraucht werden sollten. Diese Meinung ist ein Mißverständniß, das der critischen Philosophie schon manchen Gegner zugezogen hat. Die critische Philosophie will die Glückseligkeit nur nicht als den einzigen und höchsten Endzweck der Tugend, nicht als Moralprincip und nicht als Haupttriebfeder vorgestellt wissen, und darin wird sie wohl recht behalten.

Das Beruffen auf die Erfahrung endlich, wodurch man die hohen Anforderungen der Moral zu etwas Ungültigen und Unmöglichen herab zu würdigen sucht, konnte nun die Critik leicht als einen nichtigen Einwand zurück weisen. Denn die Erfahrung ist eben nur deswegen so unvollkommen, weil man auf einer Seite das Ziel der morali-

schen Vollkommenheit nicht hinlänglich kannte, auf der andern Seite aber dasselbe nicht genugsam achtete, und man sich also freywillig in der moralischen Unvollkommenheit erhielt, da man sich doch gar wohl zu einer größern Vollkommenheit hätte empor schwingen können, wenn man nur gewollt hätte. Die Güte, die wir durch die Freyheit unsers Willens entbehren, kann sogleich unser Eigenthum werden, so bald wir nur wollen, und unsere Freyheit besser gebrauchen lernen. Das vorzüglichste und erste Mittel aber, wodurch wir uns einen guten Willen zum rechten Gebrauche unserer Freyheit hervor bringen können, ist dieß, daß wir die Größe und Göttlichkeit unsers Freyheitsvermögens anerkennen, und uns dadurch Muth einflößen, nach einer höhern Vollkommenheit zu streben. So lange wir uns Freyheit und guten Willen durch die Sophistereyen der Politik und Naturphilosophie selbst abläugnen, und dadurch dem Gemüthe Muthlosigkeit und Verzagtheit einprägen, so lange versperren wir uns selbst den Eingang in das

Land einer höhern Vollkommenheit. Nicht aus Mangel an Kraft, sondern aus Mangel an gutem Willen und Entschlossenheit bleiben wir dann in unserer Niedrigkeit liegen. Alles, was uns die Erreichung einer höhern Moralität als etwas Unmögliches vorstellen will, ist die Stimme der Kleinmüthigkeit und Verkehrtheit, nicht aber die Stimme des Muthes und der Weisheit, die sich aus dem Göttlichen unserer Natur hören läßt, und uns so wohlwollend zuruft, in eine reinere und bessere Sphäre der Menschheit empor zu klimmen. —

Eine solche feste Begründung der Moral und Religion, und eine solche Reinigung derselben von allen unächten Ausschmückungen und unhaltbaren Vertheidigungswerken ist nun die Hauptabsicht und also auch das Hauptresultat der kantischen Philosophie. Das Hauptmittel aber, wodurch sie dieses Resultat zu Stande bringen und in Sicherheit stellen konnte, ist die totale Trennung der Natur von der Freyheit; der theoretischen Vernunft von

der

der practischen. Jener Zweck und dieses Mittel, das sind die zwey Grundpfeiler, auf welchen das Gebäude des kantischen Systems unerschütterlich ruht. Denn sie scheinen nicht auf den sandigen Boden der Hypothesen, sondern auf den ewig feststehenden und unwandelbaren Felsen der Vernunft gegründet zu seyn.

Kantische Blumenlese,

oder

solche Stellen

aus Kants Schriften, die für Jedermann faßlich, interessant und lehrreich sind.

Nebst einer Abhandlung

über

den Wahrheitssinn und das Interesse an Wahrheit.

Von

J. G. Rätze.

Zweytes Bändchen.

Zittau und Leipzig,
bey Johann David Schöps
1801.

Vorrede.

Die kantische Philosophie ist in den letzt verflossenen Jahren noch weit heftiger, als vorher, angegriffen worden. Nicht nur ihre Gegner, sondern auch viele ihrer Schüler und Freunde haben ihr bereits den **Todtenschein** ausgefertigt, und denselben in Schriften und Recensionen angekündiget. Jene erklären das critische System für eine erwiesen unnütze, ja selbst schädliche Grübeley und Sophisterey, und hal-

halten es für viel zu hoch und zu abstract, als daß es anwendbar seyn könnte. Diesen aber ist dasselbe viel zu niedrig, viel zu unphilosophisch, und viel zu wenig abstract. Daher haben sie bereits ein neueres, höheres, und philosophischeres System aufgeführt, von welchem das kantische nur der Vorläufer ist.

Viele sind aber immer noch fest überzeugt, daß das critische Gebäude, dem Wesentlichen und der Hauptsache nach, bis jetzt noch unerschütterlich da stehe, und auch noch lange unbeweglich stehen bleiben werde; daß dasselbe allen Vernichtungskriegen tapfern Widerstand geleistet habe; daß durch diesen Kampf bloß einige rauhe Ekken abgeschliffen, und einige Gemächer entweder etwas abgeändert oder auch nur weiter ausgebauet worden wären; und daß

daß das Höhersteigen im Grunde ein wahrer Rückfall, und ein Unternehmen sey, welches die Vernunftcritik eben bereits, als etwas Nichtiges und Vergebliches, dargethan und widerlegt habe. Der Herausgeber dieser Blumenlese muß bekennen, daß die Ueberzeugung der letztern auch die seinige ist.

Doch wozu in einer Blumenlese ein Urtheil über die Haltbarkeit des Systems. Jede Blume mit allen ihren Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten, ist ein Ganzes für sich; ob sie auch etwas Harmonisches in dem critischen Gefilde sey, dieses kann hier unentschieden bleiben.

Wenn den Herausgeber dieser Blumenlese sein Urtheil nicht trügt, so wird dieß zweyte Bändchen den Liebhabern solcher Blumen nicht minder, als das erste, belehrend und unterhaltend seyn.

Uebri=

Uebrigens wünscht der erstere, daß die Blumenlese unter andern auch vorzüglich für geschickte Schullehrer und Hausinformatoren brauchbar seyn möchte, und hofft, daß die Recensenten, wenn ihnen sein Wunsch nicht grundlos zu seyn scheint, auf diesen Gebrauch aufmerksam machen werden.

Sollte ich jetzt die Blumenlese erst anfangen, so würde ich sie ganz zu diesem Behuf einrichten, und daher manches Aufgenommene weglassen, und manches Weggelassene aufnehmen. Aber dieser Zweck fiel mir zu spät ein, und kann daher allenfalls nur alsdann beabsichtiget werden, wenn die Blumenlese eine zweyte Auflage erfordern sollte. Ein geschickter Lehrer der Jugend wird indessen das, was für seine Schüler brauchbar und schicklich ist, mit leichter Mühe heraus zu finden wissen. Manches, was eben nicht gerade

rade für seine Zöglinge anwendbar ist, wird doch wenigstens für ihn selbst lehrreich seyn.

Die hinzugefügte Abhandlung über den Wahrheitssinn und das Interesse an Wahrheit steht, wie ihr Inhalt deutlich anzeigt, mit einigen Stellen der Blumenlese, namentlich aber mit denen von der Pflicht, der Tugend, dem Moralgesetze, der Achtung gegen sich, gegen andere, und gegen das Gesetz, den moralischen Triebfedern, des sittlichen Werths der Handlungen und der Unlauterkeit, in einer genauen Verbindung, so daß man sich aus den angeführten kantischen Stellen die Abhandlung hie und da noch mehr erläutern und erweitern kann, wenn es beliebt.

Uebri-

Uebrigens steht das zweyte Bändchen der Blumenlese mit dem ersten in keiner nothwendigen Verbindung. Denn obgleich die Stellen von den Triebfedern und von der Hoffnung besserer Zeiten als Fortsetzungen anzusehen sind, so machen sie doch, als Fragmente, in jedem Bändchen ein für sich bestehendes Ganze aus.

Zittau,

den 11ten July, 1800.

Inhalts-

Inhaltsanzeige.

I. Moral.

Empfindsamkeit und Empfindeley. Seite 1
Sich etwas zu Gemüthe ziehen. 4
Etwas zu Herzen nehmen. 5
Langes Leben. 6
Achtung gegen das Moralgesetz. 7
Triebfeder. 13
Moralische Schwärmerey. 21
Der bestirnte Himmel und das Moralgesetz. 26
Regentenwürde. 29
Einfalt und Dummheit. 30
Verschlagenheit. 31
Sorglosigkeit. 32
Enthaltsamkeit. 34
Naivität. 35
Erlaubter moralischer Schein. 38
Häßlichkeit der Gesichtsbildung. 41
Character als Denkungsart. 43
Grundsätze eines guten Characters. 50

II. Religion.

Ehrfurcht gegen Gott. , S. 52
Glaube an Unsterblichkeit. , 54
Das Gewissen. , , 58
Hofnung besserer Zeiten. , 61

III. Affecten.

Unterschied zwischen Affecten und Leidenschaften. 68
Muth und Tapferkeit. , 73
Erschrockenheit. , , 78
Zorn und Schaam. , 79
Verwunderung. , , 81
Das Lachen. , , 83
Das Weinen. , , 86

IV. Leidenschaften.

Ueber die Leidenschaften überhaupt. , 88
Freyheitsneigung als Leidenschaft. , 90
Ehrsucht. , , , 93
Herrschsucht. , , 95
Habsucht. , , 96

V. Temperamente.

Das sanguinische Temperament. , 98
Das melancholische Temperament. , 100
Das cholerische Temperament. , 101
Das phlegmatische Temperament. , , 103

VI.

VI. Characteristik.

Character der Französischen Nation. S. 106
Character der Englischen Nation. 108
Character der Spanischen Nation. 112
Character der Italiänischen Nation. 113
Character der Deutschen Nation. 116

VII. Bemerkungen.

Eine gute Mahlzeit in guter Gesellschaft. 121
Spiel. 129
Trinken und Berauschen. 130
Sterben. 132
Traum. 133
Leicht und schwer. 136
Schädlichkeit der übertriebenen Lobeserhebungen. 138
Täuschungen der Einbildungskraft. 140
Klügeln. 141
Steckenpferd. 142
Dunkle Vorstellungen. 143
Genie und Geniemänner. 145
Besondere Unglücksquelle. 147
Zweck der Weiblichkeiten. 148
Vergleichungen zwischen Mann und Frau. 151
Gutmüthiges Zutrauen der Frauen zu den Männern. 154
Besondere Ursache von Verziehung der Kinder. 155
Diätetik. 156
Hypochondrie oder Grillenkrankheit. 157

Romane und Vergeßlichkeit. . S. 161
Falsche Popularität. . . 162
Modegeschmack. . . 163
Gemeines und vornehmes Gesicht. . 165

VIII. Abhandlung.

Ueber den moralischen Wahrheitssinn, und das Interesse an practischer Wahrheit. . 169

I.
Moral.

Empfindsamkeit und Empfindeley.

Die Empfindsamkeit ist ein Vermögen und eine Stärke, sowohl den Zustand der Lust als Unlust zuzulassen, oder auch vom Gemüthe abzuhalten, und hat also eine Wahl. Dagegen ist die Empfindeley eine Schwäche, durch Theilnehmung an anderer ihrem Zustande, die gleichsam auf dem Organ des Empfindelnden nach Belieben spielen können, sich auch wider Willen afficiren zu lassen. Die Empfindsamkeit ist männlich; denn der Mann, welcher einem Weibe oder Kinde Beschwerlichkeiten oder Schmerz ersparen will, muß so viel feines Gefühl haben,

als nöthig ist, um anderer ihre Empfindung nicht nach seiner Stärke, sondern ihrer Schwäche zu beurtheilen, und die Zartheit seiner Empfindung ist zur Großmuth nothwendig. Dagegen ist die thatleere Theilnehmung seines Gefühls, sympathetisch zu anderer ihren Gefühlen das seine mittönen, und sich so bloß leidend afficiren zu lassen, läppisch und kindisch. So kann und sollte es Frömmigkeit, beschwerliche aber nothwendige Arbeit, ja selbst das Sterben in guter Laune geben; denn alles dieses verliert seinen Werth dadurch, daß es in schlimmer und mürrischer Stimmung begangen oder erlitten wird.

Ein theilnehmender Schmerz, der sich nicht will trösten lassen, oder auf den wir uns, wenn er erdichtete Uebel betrifft, bis zur Täuschung durch die Phantasie, als ob es wirkliche wären, vorsetzlich einlassen, beweist und macht eine weiche, aber zugleich schwache Seele, die eine schöne Seite zeigt, und zwar phantastisch, aber nicht einmahl enthusiastisch genannt werden kann.

Ro-

Romane, weinerliche Schauspiele, schaale Sittenvorschriften, die mit fälschlich sogenannten edlen Gesinnungen tändeln, in der That aber das Herz welk, und für die strenge Vorschrift der Pflicht unempfindlich, aller Achtung für die Würde der Menschheit, das Recht der Menschen, und überhaupt aller festen Grundsätze unfähig machen; selbst ein Religionsvortrag, welcher kriechende, niedrige Gunst-Bewerbung und Einschmeichelung empfiehlt, die alles Vertrauen auf eigenes Vermögen zum Widerstande gegen das Böse in uns aufgibt, statt der rüstigen Entschlossenheit, die Kräfte, die uns bey aller unserer Gebrechlichkeit doch noch übrig bleiben, zu Ueberwindung der Neigung zu versuchen; die falsche Demuth, welche in der Selbstverachtung, in der winselnden erheuchelten Reue, und einer bloß leidenden Gemüthsfassung die Art setzt, wie man allein dem höchsten Wesen gefällig werden könne, vertragen sich nicht einmahl mit dem, was zur Schönheit, weit weniger aber noch mit dem, was zur Erhabenheit der Gemüthsart gezählt werden könnte.

Sich etwas zu Gemüthe ziehen.

Von dem Schmerz, dem man vorsetzlich nachhängt, als einem, der nie anders als mit dem Leben aufhören soll, sagt man, daß sich Jemand etwas zu Gemüthe ziehe. Man muß sich aber nichts dergleichen zu Gemüthe ziehen, denn was sich nicht ändern läßt, muß aus dem Sinn geschlagen werden, weil es Unsinn wäre, das Geschehene ungeschehen machen zu wollen. Sich bessern geht wohl an, und ist auch Pflicht; an dem aber, was schon außer meiner Gewalt ist, noch bessern zu wollen, ist ungereimt.

Das gründlichste und leichteste Besänftigungsmittel aller Schmerzen ist der Gedanke, den man einem vernünftigen Menschen wohl anmuthen kann: daß das Leben überhaupt, was den Genuß desselben betrifft, der von Glücksumständen abhängt, gar keinen eigenen Werth habe, und nur was den Gebrauch desselben anlangt, einen Werth habe, den nicht das Glück, son-

sondern allein die Weisheit dem Menschen verschaffen kann, und also in seiner Gewalt ist.

Etwas zu Herzen nehmen.

Etwas zu Herzen nehmen, worunter jede gute Rath, oder Lehre verstanden wird, die man sich angelegen seyn zu lassen, den festen Vorsatz faßt, ist eine überlegte Gedankenrichtung, seinen Willen mit genugsam starken Gefühl zur Ausübung desselben zu verknüpfen. Die Buße des Selbstpeinigers, statt der schnellen Verwendung seiner Gesinnung auf einen bessern Lebenswandel, ist rein verlohrene Mühe, und hat noch wohl die schlimme Folge, bloß durch die Reue sein Schuldregister für getilgt zu halten, und sich so die vernünftigerweise jetzt noch zu verdoppelnde Bestrebung zum Bessern zu ersparen.

Langes Leben.

Die Menge der Abschnitte, die den letzten Theil des Lebens mit mannigfaltigen veränderten Arbeiten auszeichnen, werden bey einem Alten die Einbildung von einer längern zurück gelegten Lebenszeit erregen, als er nach der Zahl der Jahre geglaubt hatte. Das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, die einen großen beabsichtigten Zweck zur Folge haben, ist das einzige sichere Mittel seines Lebens froh, und dabey doch auch Lebenssatt zu werden. Je mehr du gedacht, je mehr du gethan hast, desto länger hast du, selbst in deiner eigenen Einbildung, gelebt. Ein solcher Beschluß des Lebens geschieht nun mit Zufriedenheit.

Ach-

Achtung gegen das Moralgesetz.

Alle Neigungen zusammen machen die Selbstsucht aus. Diese besteht aber entweder in der Selbstliebe, das ist in einem über alles gehenden Wohlwollen gegen sich selbst; oder in dem Wohlgefallen an sich selbst. Das Wohlwollen gegen sich heißt auch insbesondere Eigenliebe; das Wohlgefallen an sich aber Eigendünkel.

Der Eigenliebe thut nun das Moralgesetz bloß Abbruch, indem dasselbe jene als natürlich, und noch vor dem moralischen Gesetz in uns rege, nur einzuschränken und mit dem Gesetz in Uebereinstimmung zu bringen gebietet; da sie alsdann eine vernünftige Selbstliebe genannt wird. Aber der Eigendünkel schlägt dasselbe gänzlich darnieder, indem alle Ansprüche der Selbstschätzung, die vor der Uebereinstimmung mit dem sittlichen Gesetze vorher gehen, nichtig und ohne alle Befugniß sind.

Durch

Durch diese Einschränkung der Selbstliebe und Niederschlagung des Eigendünkels entsteht nun ein schmerzhaftes, demüthigendes Gefühl für unsere Sinnlichkeit; aber auch zugleich ein beseligendes, erhabenes Gefühl für die unbedingte Würde unserer moralischen Natur und vernünftigen Persönlichkeit. Dieses demüthigende, aber auch zugleich erhebende Gefühl, welches das Moralgesetz in uns bewirkt, heißt nun das moralische Gefühl oder die Achtung gegen das Gesetz, und macht den einzigen sittlichen Bewegungsgrund, oder die einzige moralische Triebfeder, von unsern Handlungen aus.

Ob also gleich die Vorstellung von dem Pflichtgefühl dem Lehrlinge anfänglich eine Empfindung von Schmerz erregt, so kündiget ihm dieselbe doch auch zugleich eine Befreyung von der mannigfaltigen Unzufriedenheit, worein ihn die Neigungen stürzen, an, und macht das Gemüth für die Zufriedenheit aus andern Quellen empfänglich. Das Herz wird doch von einer Last, die

die es jederzeit ingeheim drückt, befreyt und erleichtert, wenn an reinen moralischen Entschließungen dem Menschen ein inneres, ihm selbst sonst nicht einmahl recht bekanntes Vermögen, die innere Freyheit, aufgedeckt wird, sich von der ungestümen Zudringlichkeit der Neigungen dermaßen loszumachen, daß gar keine, selbst die beliebteste nicht, auf eine Entschließung, zu der wir uns jetzt unserer Vernunft bedienen sollten, Einfluß habe.

Ich befinde mich in einem Falle, wo ich nur allein weiß, daß das Unrecht auf meiner Seite ist. Aber das freye Geständniß desselben, und die Anerbietung zur Genugthuung, findet bey mir an der Eitelkeit, dem Eigennutze, und selbst an dem sonst nicht unrechtmäßigen Widerwillen gegen den, dessen Recht von mir geschmälert ist, großen Widerspruch. Wenn ich mich nun dennoch über alle diese Bedenklichkeiten hinweg setzen kann, so ist das ein Bewußtseyn einer Unabhängigkeit von Neigungen und von Glücksumständen, und der Möglichkeit sich selbst genug zu seyn, welche mir überall auch in anderer Absicht heilsam ist.

Und

Und nun findet das Gesetz der Pflicht durch den Werth, den uns die Befolgung desselben empfinden läßt, leichtern Eingang durch die Achtung für uns selbst, im Bewußtseyn unserer Freyheit. Auf diese Achtung, wenn sie wohl gegründet ist, wenn der Mensch nichts stärker scheut, als sich in der innern Selbstprüfung in seinen eigenen Augen geringschätzig und verwerflich zu finden, kann nun jede gute sittliche Gesinnung gepfropft werden; weil dieses der beste, ja der einzige Wächter ist, das Eindringen unedler und verderbender Antriebe vom Gemüthe abzuhalten.

Tugendhafte Handlungen, so viel Aufopferung sie auch gekostet haben mögen, bewundern zu lehren, ist noch nicht die rechte Stimmung, die das Gemüth des Lehrlings fürs moralisch Gute erhalten soll. Denn so tugendhaft Jemand auch sey, so ist doch alles, was er immer Gutes thun kann, bloß Pflicht; seine Pflicht aber thun, ist nichts mehr, als das thun, was in der gewöhnlichen sittlichen Ordnung ist, mithin nicht

bewundert zu werden verdient. Vielmehr ist diese Bewunderung eine Abstimmung unsers Gefühls für die Pflicht, gleich als ob es etwas Außerordentliches und Verdienstliches wäre, ihr Gehorsam zu leisten.

Aber Eins ist in unserer Seele, welches, wenn wir es gehörig ins Auge fassen, wir nicht aufhören können, mit der höchsten Verwunderung zu betrachten, und wo die Bewunderung rechtmäßig, und zugleich auch seelenerhebend ist; und dieß Eine ist die ursprüngliche moralische Anlage in uns überhaupt. Was ist das, kann man sich selbst fragen, in uns, wodurch wir von der Natur durch so viel Bedürfnisse beständig abhängige Wesen, doch zugleich über diese in der Idee so weit erhoben werden, daß wir sie insgesammt für nichts, und uns selbst des Daseyns für unwürdig halten, wenn wir ihrem Genusse, der uns doch das Leben allein wünschenswerth machen kann, einem Gesetze zuwider nachhängen sollten, durch welches unsere Vernunft mächtig gebietet, ohne doch dabey

weder

weder etwas zu verheißen noch zu drohen? Das Gewicht dieser Frage muß ein Jeder, der vorher von der Heiligkeit, die in der Idee der Pflicht liegt, belehrt worden ist, innigst fühlen; und selbst die Unbegreiflichkeit dieser eine göttliche Abkunft verkündigenden Anlage muß auf das Gemüth bis zur Begeisterung wirken, und es zu den Aufopferungen stärken, welche ihm die Achtung für seine Pflicht auferlegen mag.

Dieses Gefühl der Erhabenheit seiner moralischen Bestimmung öfters rege zu machen, ist als Mittel der Erweckung sittlicher Gesinnungen vorzüglich anzupreißen, weil es dem angebohrnen Hange zur Verkehrung der Triebfeder in den Maximen unserer Willkühr gerade entgegen wirkt, um in der unbedingten Achtung fürs Gesetz die ursprüngliche sittliche Ordnung unter den Triebfedern, und hiemit die Anlage zum Guten im menschlichen Herzen, in ihrer Reinigkeit wieder herzustellen.

Trieb-

Triebfeder
oder
Bewegungsgrund der tugendhaften Handlungen.

Fortsetzung *).

Man kann zwar nicht in Abrede seyn, daß, um ein entweder noch ungebildetes, oder auch verwildertes Gemüth zuerst ins Gleis des moralisch Guten zu bringen, dasselbe einiger vorbereitenden Anleitungen bedürfe, es durch seinen eigenen Vortheil zu locken, oder durch den Schaden zu schrecken. Allein so bald dieses Maschinenwerk, dieses Gängelband nur einige Wirkung gethan hat, so muß durchaus der reine moralische Bewegungsgrund an die Seele gebracht werden, der nicht allein dadurch, daß er der einzige ist, welcher einen Charakter gründet, sondern auch darum, weil er den Menschen seine eigne Würde

*) Man sehe das erste Bändchen der kantischen Blumenlese, Seite 15.

Würde fühlen lehrt, dem Gemüthe eine ihm selbst unerwartete Kraft giebt, sich von aller sinnlichen Anhänglichkeit, so fern sie herrschend werden will, loszureißen, und in der Unabhängigkeit seiner moralischen Natur und Seelengröße, dazu er sich bestimmt sieht, für die Opfer, die er darbringt, eine reichliche Entschädigung zu finden.

Wenn wir irgend etwas Schmeichelhaftes vom Verdienstlichen in unsere Handlungen bringen können, dann ist die Triebfeder schon etwas mit Eigenliebe *) vermischt, und

*) Damit ist aber keinesweges gemeint, als dürften zu unsern moralischen Handlungen gar keine sinnlichen Triebfedern hinzu kommen, sondern es ist damit nur so viel gesagt, daß, außer der Achtung gegen das Gesetz, alle andern Triebfedern, wenn sie auch noch so edel und liebenswürdig seyn sollten, nichts Moralisches in sich enthalten.

Wenn Kant immer so nachdrücklich auf die Entfernung und Absonderung aller eigennützigen, sinnlichen Triebfedern dringt, so will er damit nur behaupten, erstlich, daß nur einzig und allein das Moralgesetz, und die Achtung, welche es gegen sich in uns bewirkt, eine moralische Triebfeder ist; zweytens, daß eben deswegen in einer

und hat also einige Beyhülfe von Seiten der Sinnlichkeit. Die Handlung, da jemand, mit der größten Lebensgefahr, Leute aus dem Schiffbruch zu retten sucht, wenn er zuletzt selbst sein Leben dabey einbüßt, wird zwar

einer Tugendlehre auch bloß diese Triebfeder, mit Ausschluß aller übrigen, als eine moralische vorgestellt werden darf; drittens, daß die Achtung gegen das Gesetz den Willen nicht nur ohne alle Beyhülfe der sinnlichen Triebfedern, sondern auch selbst mit Zurückweisung und Verachtung aller Vortheile der Neigungen, zum Handeln bestimmen kann, und soll, nehmlich wenn und wo die Pflicht dieß erfordert; und daß endlich viertens das Gesetz gerade da in seiner höchsten Macht und Majestät erscheint, wo dasselbe den Willen allein, und mit Verwerfung aller eigennützigen Antriebe, zum Handeln bestimmt.

Es mögen immer eine Menge sinnlicher und eigennütziger Bewegungsgründe zu den mehrsten unserer Handlungen hinzu kommen, wenn wir sie nur stets der Achtung gegen das Gesetz unterordnen, und es wissen, daß unsere guten Handlungen durch keine Klugheit, keine Nützlichkeit und keine Schönheit, sondern einzig und allein durch die Achtung gegen das Gesetz einen moralischen Werth erlangen können. Wie soll man es aber wissen, ob man aus Pflicht oder bloß aus Klugheit und edeln Neigungen handelt, wenn

zwar einerseits zur Pflicht gerechnet, andererseits aber und größtentheils auch als eine verdienstliche Handlung angesehen. Aber unsere Hochschätzung derselben wird gar sehr durch den Begriff von der Pflicht gegen sich selbst, welche hier etwas Ab-

wenn man in der Tugendlehre die Moralität und Glückseligkeit zusammen schmilzt, und die Pflicht nicht scharf von aller Klugheit und Neigung absondert, und das Moralgesetz nicht in seiner reinen, uns zwar demüthigenden, aber auch erhebenden, Gestalt vorzeigt?

Edle Neigungen, Enthusiasmus, gutmüthiges Temperament haben insgesammt den Schein der Tugend, und dennoch sind sie höchstens nur gute Vorbereitungen zur willigern Annahme der Moralität! Aber ohne eine genauere und richtigere Kenntniß der Pflicht wird der Mensch, vermöge der Selbstliebe, die angenehme Gestalt seiner Neigungen nur zu oft und zu gern für die Tugend selbst ansehen, und sich so, durch Selbstschmeicheley und Selbstbetrug, seine schöne Naturanlage zum Guten gerade zu einem Hindernisse der wahren Besserung und Pflichtbefolgung machen. Ob einer die Pflicht liebt, kann er bloß daraus erkennen, wenn er sie auch da befolgt, wo ihm Sinnlichkeit und Lieblingsneigungen die Ausübung derselben schwer machen, und er sich erst durch Selbstkampf für die Pflicht stärken muß.

Abbruch zu leiden scheint, geschwächt. Entscheidender ist die großmüthige Aufopferung seines Lebens zur Erhaltung des Vaterlandes, und doch, ob es auch so vollkommen Pflicht sey, sich von selbst und unbefohlen dieser Absicht zu weihen, darüber bleibt einiger Scrupel übrig, und die Handlung hat nicht die ganze Kraft eines Musters und Antriebes zur Nachahmung in sich.

Ist aber etwas eine unerläßliche Pflicht, deren Uebertretung das Moralgesetz an sich und ohne Rücksicht auf Menschenwohl verletzt, und dessen Heiligkeit gleichsam mit Füßen tritt, so widmen wir der Befolgung desselben, mit Aufopferung alles dessen, was für die innigste aller unserer Neigungen nur immer einen Werth haben mag, die allervollkommenste Hochachtung, und finden unsere Seele durch ein solches Beyspiel gestärkt und erhoben, wenn wir an demselben uns überzeugen können, daß die menschliche Natur einer so großen Erhebung über alles, was die Natur nur immer an Triebfedern zum Gegentheil aufbringen mag, fähig sey.

Der Heiligkeit der Pflicht allein alles nachsetzen, und sich bewußt werden, daß man es könne, weil unsere eigene Vernunft dieses als ihr Gebot anerkennt, und sagt, daß man es thun solle, das heißt sich gleichsam über die Sinnenwelt selbst gänzlich erheben, und ist in demselben Bewußtseyn des Gesetzes auch als Triebfeder eines die Sinnlichkeit beherrschenden Vermögens unzertrennlich, wenn gleich nicht immer mit Effect, verbunden, der aber doch auch, durch die öftere Beschäftigung mit derselben, und die anfangs kleinern Versuche ihres Gebrauches, Hoffnung zu seiner Bewirkung giebt, um in uns nach und nach das größte, aber rein moralische Interesse daran hervor zu bringen. Denn wir gewinnen endlich das lieb, dessen Betrachtung uns den erweiterten Gebrauch unserer Erkenntnißkräfte empfinden läßt. Gewinnt doch ein Naturbeobachter Gegenstände, die seinen Sinnen anfangs anstößig sind, endlich lieb, wenn er die große Zweckmäßigkeit ihrer Organisation daran entdeckt, und so seine Vernunft an ihrer Betrachtung weidet, und Leibnitz brachte ein Insect, welches

er

er durchs Microscop sorgfältig betrachtet hatte, schonend wieder auf sein Blatt zurück, weil er sich durch seinen Anblick belehrt gefunden, und von ihm gleichsam eine Wohlthat genossen hatte.

Es ist eine ganz irrige Besorgniß, daß, wenn man die Vorstellung der Pflicht alles dessen beraubt, was sie den Sinnen empfehlen kann, sie alsdenn keine andere, als kalte leblose Billigung, aber keine bewegende Kraft oder Rührung bey sich führen würde. Es ist gerade umgekehrt; denn da, wo nun die Sinne nichts mehr vor sich sehen, und die unverkennliche und unauslöschliche Idee der Sittlichkeit dennoch übrig bleibt, würde es eher nöthig seyn, den Schwung einer unbegränzten Einbildungskraft zu mäßigen, um ihn nicht bis zum Enthusiasmus steigen zu lassen, als aus Furcht vor Kraftlosigkeit dieser Ideen, für sie in Bildern und kindischem Apparat Hülfe zu suchen.

Alles, was sinnlich ist, ist als Zuthat zum Princip der Sittlichkeit nicht allein ganz untauglich, sondern der Lauterkeit der Sitten selbst höchst nachtheilig. Denn der

eigentliche und über allen Preis erhabene Werth eines schlechterdings guten Willens besteht eben darin, daß das Princip der Handlungen von allen Einflüssen zufälliger Gründe, die nur Erfahrung an die Hand geben kann, frey sey. Wider diese Nachläßigkeit oder gar niedrige Denkungsart in Aufsuchung des Princips unter sinnlichen Bewegursachen und Gesetzen kann man auch nicht zu viel und zu oft Warnungen ergehen lassen, indem die menschliche Vernunft in ihrer Ermüdung gern auf diesem Polster ausruht, und in dem Traume süßer Vorspiegelungen, die sie doch statt der Juno eine Wolke umarmen lassen, der Sittlichkeit einen aus Gliedern ganz verschiedener Abstammung zusammengeflickten Bastard unterschiebt, der allem ähnlich sieht, was man daran sehen will, nur der Tugend nicht, für den, der sie einmahl in ihrer wahren Gestalt erblickt hat.

Mo-

Moralische Schwärmerey.

Wenn die Schwärmerey in der allgemeinsten Bedeutung eine nach Grundsätzen unternommene Ueberschreitung der menschlichen Vernunft ist, so ist die moralische Schwärmerey eine Ueberschreitung der Grenzen, welche die reine praktische Vernunft der Menschheit setzt, dadurch sie verbietet, die moralischen Triebfedern der Handlungen irgend worin anders, als im Gesetze selbst, und die Gesinnung, die dadurch in die Maximen gebracht wird, in nichts anders, als in die Achtung für das Gesetz, zu setzen, und den alle Eigenliebe und Eigendünkel niederschlagenden Gedanken von Pflicht zum obersten Lebensprincip aller Moralität im Menschen zu machen.

Wenn dem also ist, so haben nicht allein Romanschreiber, oder empfindelnde Erzieher, ob sie gleich noch so sehr wider Empfindeley eifern, sondern biswei-

len

len selbst Philosophen, ja die strengsten unter allen, die Stoiker, eine moralische Schwärmerey, statt einer nüchternen, aber weisen Disciplin der Sitten, eingeführt, wenn gleich die Schwärmerey der letztern mehr heroisch, der erstern aber von schaaler und schmelzender Beschaffenheit ist.

Man kann es daher, ohne zu heucheln, der moralischen Lehre des Evangelii mit aller Wahrheit nachsagen, daß es zuerst durch die Reinigkeit *) des moralischen Prin-

*) Es scheint fast unbegreiflich zu seyn, wie selbst Theologen die kantische Vorstellung von der Pflicht und von der Achtung gegen das Gesetz, als der einzigen sittlichen Triebfeder, zu streng, übermenschlich und untauglich finden konnten, da doch das Evangelium überall eine gleiche Lauterkeit der Gesinnung und der Beweggründe fordert. Was will es anders damit andeuten, als den hohen reinen Tugendsinn, wenn es uns unsere Feinde zu lieben befiehlt; wenn es uns zuruft, so ihr nur liebet, die euch lieben, was thut ihr da Sonderliches, thun das nicht auch die Zöllner und Sünder? wenn es jenem reichen Jünglinge zumuthet, alles zu verkaufen, und es den Armen zu geben; wenn es sich erklärt, die Liebe sey

Princips, zugleich aber auch durch die Angemessenheit desselben zu den Schranken endlicher Wesen, alles Wohlverhalten des Menschen der Zucht einer ihnen vor Augen gelegten Pflicht, (die sie nicht unter moralischen geträumten Vollkommenheiten schwärmen läßt,) unterworfen, und so wohl dem Eigendünkel, als der Eigenliebe, die beyde gern ihre Grenzen verkennen, Schranken der Demuth und der Selbsterkenntniß gesetzt habe.

In

sey der Inhalt des Gesetzes und der Propheten, und alle guten Handlungen, alles Wohlthun, alles Wissen, alles Dulden der größten Leiden tauge nichts ohne die Liebe; und wenn Jesus ausdrücklich sagt: wer nicht um meinet willen, und aus Liebe zu mir, bereit und willig ist, alles zu thun und zu dulden, der ist mein nicht werth. Dringen diese und ähnliche Erklärungen nicht schlechterdings auf die gänzliche Ausrottung aller gesetzwidrigen Neigungen, und auf eine gänzliche Hingebung für die Pflicht? Sollen wir nicht selbst, nach dem Beyspiel Jesu, unser Leben für die Brüder lassen, wenn es die Pflicht fordert? Kann das aber anders geschehen, als aus reiner Achtung gegen Gott und sein Gesetz, und mit Unterdrückung aller Sinnlichkeit, wenn es nicht aus Schwärmerey geschehen soll?

In unsern Zeiten, wo man mehr mit schmelzenden weichherzigen Gefühlen, oder hochfliegenden, aufblähenden und das Herz eher welk, als stark machenden Anmaßungen über das Gemüth mehr auszurichten hofft, als durch die der menschlichen Unvollkommenheit, und dem Fortschritte im Guten angemeßnere, trockne und ernsthafte Vorstellung der Pflicht, ist die Hinweisung auf diese Methode nöthiger, als jemals. Kindern Handlungen als großmüthige und verdienstliche zum Muster aufzustellen, in der Meinung, sie durch Einflößung eines Enthusiasmus für dieselben einzunehmen, ist vollends zweckwidrig. Denn da sie noch in der Beobachtung der gemeinsten Pflicht, und selbst in der richtigen Beurtheilung derselben, so weit zurück sind, so heißt das so viel, als sie bey Zeiten zu Phantasten machen. Aber auch bey dem belehrtern und erfahrnern Theil der Menschen ist diese vermeinte Triebfeder, wo nicht von nachtheiliger, wenigstens von keiner ächten moralischen Wirkung aufs Herz, die man doch hat zuwege bringen wollen.

Alle

Alle Gefühle, vornehmlich die, so ungewohnte Anstrengungen bewirken sollen, müssen in dem Augenblicke, da sie in ihrer Heftigkeit sind, und ehe sie verbrausen, ihre Wirkung thun, sonst thun sie nichts; indem das Herz natürlicher Weise zu seiner natürlichen gemäßigten Lebensbewegung zurückkehrt, und sonach in die Mattigkeit verfällt, die ihm vorher eigen war, weil zwar etwas, welches dasselbe reitzte, nichts aber, was es stärkte, an dasselbe gebracht war. Grundsätze müssen auf Begriffe errichtet werden. Auf alle andere Grundlagen können nur Anwandlungen zu Stande kommen, die der Person keinen moralischen Werth, ja nicht ein Mahl eine Zuversicht auf sich selbst verschaffen können, ohne die das Bewußtseyn seiner moralischen Gesinnung gar nicht Statt finden kann.

Diese Begriffe, wenn sie wirksam werden sollen, müssen nun aber nicht bloß bey den Gesetzen der Sittlichkeit stehen bleiben, um sie zu bewundern, und in Beziehung auf die Menschheit hochzuschätzen, sondern man muß sie auch in Beziehung auf

den individuellen Menschen betrachten und anwenden, da denn das Moralgesetz in einer zwar höchst achtungswürdigen, aber nicht so gefälligen Gestalt erscheint, als ob dasselbe zu dem Elemente gehöre, daran er natürlicher Weise gewohnt ist, sondern wie es ihn nöthiget, das letztere, oft nicht ohne Selbstverläugnung, zu verlassen, und sich in ein höheres zu begeben, darin er sich nur mit Mühe, und unaufhörlicher Besorgniß des Rückfalls, erhalten kann. Mit einem Worte, das moralische Gesetz verlangt Befolgung aus Pflicht, nicht aus Vorliebe, die man gar nicht voraussetzen kann und soll.

Der bestirnte Himmel und das Moralgesetz.

Zwey Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfterer und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftiget: der

der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beyde darf ich nicht als Dunkelheiten verhüllt, oder im Ueberschwenglichen außer meinem Gesichtskreise, suchen und bloß vermuthen. Ich sehe sie vor mir, und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtseyn meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlosen Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweyte fängt von meinem unsichtbaren Selbst, von meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in bloß zufälliger, sondern in allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne.

Der

Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines thierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten, einem bloßen Punct im Weltall, wieder zurück geben muß, nachdem es eine kurze Zeit, man weiß nicht wie, mit Lebenskraft versehn gewesen. Der zweyte erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit, und selbst von der ganzen Sinnenwelt, unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseyns durch dieses Gesetz abnehmen läßt, indem diese nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht.

Re-

Regentenwürde.

Man hat die hohen Benennungen, die einem Beherrscher oft beygelegt werden, (die eines göttlichen Gesalbten, eines Verwesers und Stellvertreters des göttlichen Willens,) als grobe, schwindlich machende Schmeicheleyen getadelt, aber mich dünkt, ohne Grund. Weit gefehlt, daß sie den Landesherrn hochmüthig machen sollten, so müssen sie ihn vielmehr in seiner Seele demüthigen, wenn er, welches man doch voraussetzen muß, Verstand hat, und es bedenkt, daß er ein Amt übernommen habe, was für einen Menschen zu groß ist, nehmlich das Heiligste, was Gott auf Erden hat, das Recht der Menschen zu verwalten, und daß er diesem Augapfel Gottes irgend worin zu nahe getreten zu seyn, jederzeit in Besorgniß stehen muß.

Einfalt und Dummheit.

Einfältig ist der, welcher nicht viel durch seinen Verstand auffassen kann; aber er ist darum nicht dumm, wenn er es nur nicht verkehrt auffaßt. Ehrlich aber dumm, ist ein falscher und höchst tadelhafter Spruch. Er ist falsch, denn Ehrlichkeit ist moralische Vernunft und Pflichtbeobachtung aus Grundsätzen. Er ist höchst tadelhaft, weil er voraus setzt, daß ein jeder, wenn er sich nur dazu geschickt fühlte, betrügen würde, und daß seine Ehrlichkeit bloß von seinem Unvermögen herrührt. Daher die Sprüchwörter: Er hat das Schießpulver nicht erfunden; er wird das Land nicht verrathen; er ist kein Hexenmeister, menschenfeindliche Grundsätze verrathen. Man setzt nehmlich darin voraus, daß man bey dem guten Willen der Menschen, die wir kennen, doch nicht sicher seyn könne, sondern nur beym Unvermögen derselben.

Verschlagenheit.

Die Verschlagenheit, Verschmitztheit und Schlauigkeit ist die Geschicklichkeit, Andere zu betrügen. Die Frage ist nun: ob der Betrüger klüger seyn müsse, als der, welcher leicht betrogen wird, und der letztere der Dumme sey. Der Treuherzige, welcher leicht vertraut, wird auch wohl bisweilen, weil er ein leichter Fang für Schelme ist, ob zwar sehr ungebührlich, Narr genannt; in dem Sprichwort: wenn die Narren zu Markte kommen, so freuen sich die Kaufleute. Es ist wahr und klug, daß ich dem, der mich ein Mahl betrogen hat, niemahls mehr traue, denn er ist in seinen Grundsätzen verdorben. Aber darum, weil mich Einer betrogen hat, keinem andern Menschen zu trauen, ist Misanthropie. Der Betrüger ist eigentlich der Narr.

Aber wie, wenn er auf ein Mahl durch einen großen Betrug sich in den Stand zu setzen gewußt hat, keines andern und seines Zutrauens mehr zu bedürfen? In dem

Falle

Falle ändert sich wohl der Character, unter dem er erscheint, aber nur dahin, daß, anstatt der betrogene Betrüger ausgelacht, der Glückliche angespieen wird, wobey doch auch kein dauernder Vortheil ist.

Sorglosigkeit.

Ohne Vorsicht und Besorgniß in den Tag hinein leben, macht zwar dem Verstande des Menschen nicht viel Ehre; wie dem Caraiben, der des Morgens seine Hangmatte verkauft, und des Abends darüber betreten ist, daß er nicht weiß, wie er des Nachts schlafen wird. Wenn aber dabey nur kein Verstoß wider die Moral vorkommt, so kann man einen, der für alle Ereignisse abgehärtet ist, wohl für glücklicher halten, als den, der sich immer nur mit trüben Aussichten die Lust am Leben verkümmert.

Unter allen Aussichten aber, die der Mensch nur haben kann, ist die wohl die tröstlichste, wenn er nach seinem gegenwärtigen moralischen Zustande Ursache hat, die Fortdauer und das fernere Fortschreiten zum noch Bessern im Prospect zu haben. Dagegen wenn er zwar muthig den Vorsatz faßt, von nun an einen neuen und bessern Lebenswandel einzuschlagen, sich aber selbst sagen muß, es wird doch wohl nichts daraus werden, weil du dir öfters dieses Versprechen gegeben, es aber immer, unter dem Vorwande einer Ausnahme für dieses einzige Mahl, gebrochen hast, so ist das ein trostloser Zustand der Erwartung ähnlicher Fälle.

Enthaltsamkeit.

Junger Mann! gewinne die Arbeit lieb. Versage dir Vergnügen, nicht um ihnen zu entsagen, sondern so viel als möglich, immer nur im Prospect zu behalten. Stumpfe die Empfänglichkeit für dieselben nicht durch Genuß frühzeitig ab. Die Reife des Alters, welche die Entbehrung eines jeden physischen Genusses nie bedauern läßt, wird selbst in dieser Aufopferung dir ein Kapital von Zufriedenheit zusichern, welches vom Zufall unabhängig ist.

Junger Mann! versage dir die Befriedigung der Lustbarkeit, der Schwelgerey, der Liebe, und dergleichen, wenn auch nicht in der stoischen Absicht, ihrer gar entbehren zu wollen, sondern in der feinen epicurischen, um einen immer noch wachsenden Genuß zur Aussicht zu haben. Dieses Kargen mit der Baarschaft deines Lebensgefühls macht dich durch den Aufschub des Genusses wirklich reicher, wenn du

auch

auch dem Gebrauche derselben am Ende des Lebens großentheils entsagt haben solltest. Das Bewußtseyn, den Genuß in deiner Gewalt zu haben, ist wie alles Idealische, fruchtbarer und weiter umfassend, als Alles, was den Sinn dadurch befriediget, daß es hiemit zugleich verzehrt wird, und so von der Masse des Ganzen abgeht.

Naivität.

Die Naivität ist der Ausbruch einer der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewordenen Verstellungskunst. Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht versteht, sich zu verstellen, und erfreut sich doch auch über die Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Querstreich spielt. Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünstelten und auf schönen Schein vorsichtig angelegten Aeußerung,

und siehe! es ist die unverdorbene schuldlose Natur, die man anzutreffen gar nicht gewärtig, und die der, welcher sie blicken ließ, zu entblößen auch nicht gemeint war. Daß der schöne, aber falsche Schein, der gewöhnlich in unserm Urtheile sehr viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß gleichsam der Schalk in uns selbst bloß gestellt wird, bringt die Bewegung des Gemüths nach zwey entgegengesetzten Richtungen nach einander hervor, die zugleich den Körper heilsam schüttelt. Daß aber etwas, was unendlich besser, als alle angenommene Sitte ist, nehmlich die Lauterkeit der Denkungsart, wenigstens die Anlage dazu, doch nicht ganz in der menschlichen Natur erloschen ist, mischt Ernst und Hochschätzung in dieses Spiel der Urtheilskraft.

Die offene Art sich zu erklären an einem der Mannbarkeit sich nähernden Mädchen, oder einem mit der städtischen Manier unbekannten Landmann, erweckt, durch die Unschuld, und Unwissenheit in der Kunst zu scheinen, ein fröhliches La-

Lachen bey denen, die in dieser Kunst schon geübt und gewitzigt sind. Nicht ein Auslachen mit Verachtung, (denn man ehrt doch hiebey im Herzen die Lauterkeit und Aufrichtigkeit,) sondern ein gutmüthiges liebevolles Belachen der Unerfahrenheit in der bösen, obgleich auf unsere schon verdorbene Menschennatur gegründeten, Kunst zu scheinen, die man eher beseufzen als belachen sollte, wenn man sie mit der Idee einer noch unverdorbenen Natur vergleicht. Es ist eine augenblickliche Fröhlichkeit, wie von einem bewölkten Himmel, der sich an einer Stelle ein Mahl öffnet, den Sonnenstrahl durch zu lassen, aber sich so fort wieder zuschließt, um die blöden Maulwurfsaugen der Selbstsucht zu schonen.

Erlaubter moralischer Schein.

Die Natur hat den Hang, sich gern täuschen zu lassen, dem Menschen weislich eingepflanzt, selbst um die Tugend zu retten, oder doch zu ihr hinzuleiten. Die Menschen sind insgesammt, je civilisirter, desto mehr Schauspieler. Sie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung vor Andern, der Sittsamkeit, der Uneigennützigkeit an, ohne irgend jemand dadurch zu betrügen; weil ein jeder Andere, daß es hiemit eben nicht herzlich gemeint sey, dabey einverständig ist, und es ist auch sehr gut, daß es so in der Welt zugeht. Denn dadurch, daß Menschen diese Rolle spielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein sie eine geraume Zeit hindurch nur gekünstelt haben, nach und nach wohl wirklich erweckt, und gehen in die Gesinnung über. Aber den Betrüger in uns selbst, die Neigungen, zu betrügen, ist wiederum Zurückkehr unter das Gesetz der Tugend, und nicht Betrug, sondern schuldlose Täuschung unserer selbst.

Mit

Mit Gewalt ist wider die Sinnlichkeit in den Neigungen nichts ausgerichtet, man muß sie überlisten, und, wie Swift sagt, dem Wallfisch eine Tonne zum Spiel hingeben, um das Schiff zu retten.

Der gute ehrbare Anstand ist ein äußerer Schein, der andern Achtung einflößt, sich nicht gemein zu machen. Zwar würden die Frauen schlecht damit zufrieden seyn, wenn das männliche Geschlecht ihren Reitzen nicht zu huldigen schiene. Aber Sittsamkeit, ein Selbstzwang, der die Leidenschaft versteckt, ist doch als Illusion sehr heilsam, um zwischen einem und dem andern Geschlecht den Abstand zu bewirken, der nöthig ist, um nicht das eine zum bloßen Werkzeuge des Genusses des andern herab zu würdigen. Ueberhaupt ist alles, was man Wohlanständigkeit nennt, nichts als schöner Schein.

Alle menschliche Tugend im Verkehr ist Scheidemünze. Ein Kind ist der, welcher sie für ächtes Gold nimmt. Es ist aber doch besser, Scheidemünze, als gar kein solches Mittel im Umlauf zu haben, und end-

endlich kann es doch, wenn gleich mit ansehnlichem Verlust, in baares Gold umgesetzt werden. Sie für lauter Spielmarken, die gar keinen Werth haben, auszugeben, mit dem sarcastischen Swift zu sagen: die Ehrlichkeit ist ein paar Schuh, die im Koth ausgetreten worden, oder mit dem Prediger Hofstede, in seinem Angriff auf Marmontels Belisar, selbst einen Socrates zu verläumden, um ja zu verhindern, daß irgend jemand an die Tugend glaube, ist ein an der Menschheit verübter Hochverrath. Selbst der Schein des Guten an Andern muß uns werth seyn, weil aus diesem Spiel mit Vorstellungen, welche Achtung erwerben, ohne sie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernst werden kann.

Nur der Schein des Guten in uns selbst muß ohne Verschonen weggewischt, und der Schleyer, womit die Eigenliebe unsere moralische Gebrechen verdeckt, abgerissen werden; weil der Schein da betrügt, wo man durch das, was ohne allen moralischen Gehalt ist, die Til-

Tilgung seiner Schuld, oder gar, in Wegwerfung desselben, die Ueberredung, nichts schuldig zu seyn, sich vorspiegelt, z. B., wenn die Bereuung der Uebelthaten am Ende des Lebens für wirkliche Besserung, oder vorsetzliche Uebertretung als menschliche Schwachheit, vorgemahlt wird.

Häßlichkeit der Gesichtsbildung.

Häßlichkeit soll man keinem Gesichte vorrücken, wenn es nur in seinen Zügen nicht den Ausdruck eines durch Laster verdorbenen Gemüths, oder auch einen natürlichen, aber unglücklichen, Hang dazu verräth, z. B. einen gewissen Zug des hämisch Lächelnden, so bald er spricht, oder auch der Dummdreustigkeit ohne mildernde Sanftheit, im Anblick dem Andern ins Gesicht zu schauen, und dadurch zu äußern, daß man sich aus jenes seinem Urtheile nichts mache. Einem Manne schadet es, selbst im Urtheile des weiblichen Geschlechts,

nicht,

nicht, in seinem Gesicht durch Hautfarbe oder Pockennarben verunstaltet, und unlieblich geworden zu seyn. Denn wenn Gutmüthigkeit in seinen Augen, und zugleich der Ausdruck des Wackern im Bewußtseyn seiner Kraft, mit Ruhe verbunden, aus seinen Blicken hervor leuchtet, so kann er immer beliebt und liebenswürdig seyn, und allgemein dafür gelten. Man scherzt mit solchen und ihrer Liebenswürdigkeit, und eine Frau kann auf den Besitz eines solchen Ehemanns stolz seyn.

Es giebt Männer, deren Gesicht, wie der Franzose spricht, rebarbaratif ist, mit denen man, wie man sagt, Kinder zu Bette jagen kann, die ein von Pocken zerrissenes und groteskes Gesicht haben, aber doch zugleich so viel Gutmüthigkeit und Frohsinn zeigen, daß sie über ihr eigenes Gesicht ihren Spaß treiben, das daher keineswegs häßlich genannt werden darf.

Noch ärger und zugleich dümmer ist es, wenn ein Mensch, von dem man Sitten erwarten darf, einem Gebrechlichen, wie der Pöbel, seine körperlichen Mängel,

welche

welche oft nur die geistigen Vorzüge zu erhöhen dienen, vorrückt; welches, wenn es gegen in früher Jugend verunglückte geschieht, sie wirklich b ö s a r t i g, und gegen wohlgebildete, die sich darum besser dünken, nach und nach erbittert macht.

Character, als Denkungsart.

Von einem Menschen schlechthin sagen zu können, er hat einen C h a r a c t e r, heißt nicht allein sehr viel von ihm g e s a g t, sondern auch g e r ü h m t. Denn das ist eine Seltenheit, die Hochachtung gegen ihn und Bewunderung erregt.

Einen Character schlechthin zu haben, bedeutet aber diejenige E i g e n s c h a f t des W i l l e n s, nach welcher sich der Mensch selbst an bestimmte practische P r i n c i p i e n bindet, die er sich durch seine e i g e n e V e r n u n f t unabänderlich v o r g e s c h r i e b e n hat. Ob nun zwar diese

Grund-

Grundsätze auch bisweilen falsch und fehlerhaft seyn dürften, so hat die Art und Weise des Wollens überhaupt, nach festen Grundsätzen zu handeln, etwas Schätzbares und Bewundernswürdiges in sich, wie es denn auch etwas Seltenes ist.

Selbst ein Mensch von einem bösen Character, wie Sylla, wenn er gleich durch die Gewaltthätigkeit seiner festen Maximen Abscheu erregt, ist doch zugleich ein Gegenstand der Bewunderung: wie Seelenstärke überhaupt, in Vergleichung mit Seelengüte, welche freylich beyde in einem Menschen vereinigt seyn müssen, um zum Titel der Seelengröße berechtigt zu seyn.

Der steife unbiegsame Sinn bey einem gefaßten Vorsatz, wie etwa an Carl dem zwölften, ist zwar eine dem Character sehr günstige Naturanlage, aber noch nicht ein bestimmter Character überhaupt. Denn dazu werden Maximen erfordert, die aus der Vernunft, und moralisch practischen Principien hervor gehen. Daher kann man nicht füglich sagen: die Bos-

heit

heit dieses Menschen ist eine Character-eigenschaft desselben; denn alsdenn wäre sie teuflisch. Der Mensch aber *billigt das Böse in sich nie*, und so giebt es eigentlich keine *Bosheit* aus *Grundsätzen*, sondern nur aus *Verlassung* derselben.

Der Mensch, der sich eines Characters in seiner Denkungsart bewußt ist, hat ihn nicht von der Natur, sondern muß ihn jederzeit *erworben* haben. Es kommt hiebey nicht auf das an, was die *Natur* aus dem Menschen, sondern was dieser *aus sich selbst macht*. Denn das erstere gehört zum *Temperament*, und nur das letztere giebt zu erkennen, daß er einen Character habe.

Man kann auch annehmen, daß die *Gründung* desselben, gleich einer Art der Wiedergeburt, eine gewisse *Feyerlichkeit* der *Angelobung*, die er sich selbst thut, ihm dieselbe, und den Zeitpunkt, da diese Umwandlung in ihm vorgieng, gleich einer neuen Epoche, *unvergeßlich* mache. Erziehung, Beyspiele und Belehrung können diese Festigkeit und Beharrlichkeit in Grund-

sätzen

sätzen nicht nach und nach, sondern gleichsam nur durch eine Explosion, die auf den Ueberdruß am schwankenden Zustande des Instincts auf ein Mahl erfolgt, bewirken. Vielleicht werden nur Wenige seyn, die diese Revolution vor dem dreyßigsten Jahre versucht, und noch Wenigere, die sie vor dem vierzigsten fest gegründet haben. Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch, denn der eine Eindruck erlischt, während dessen man an einem andern arbeitet. Die Gründung eines Characters ist aber eine absolute Einheit des innern Princips des Lebenswandels.

Auch sagt man, daß die Poeten keinen Character haben, und z. B. lieber ihre besten Freunde beleidigen, ehe sie einen witzigen Einfall aufgeben; daß er bey Hofleuten, die sich in alle Formen fügen müssen, gar nicht zu suchen, bey den Geistlichen aber, die dem Herrn des Himmels, zugleich aber auch den Herren der Erde in einerley Stimmung den Hof machen,

machen, es mit der Festigkeit des Characters nur mißlich bestellt sey *). Vielleicht sind

*) Kant ist gewiß in diesem Urtheile weit von der Ungerechtigkeit entfernt, dasselbe allgemein und ohne Ausnahme anzunehmen und gedacht zu wissen. Die drey genannten ehrwürdigen Classen von Menschen sind theils durch ihr Genie, wie die Dichter, theils durch ihr Amt, wie die Hofleute und Geistlichen, vorzüglich zur Annehmung eines guten und festen Characters bestimmt. Wenn ihnen gerade ihre Berufsgeschäfte zum Gegentheil Veranlassung geben, so ist das etwas Zufälliges, aber nichts Wesentliches von ihrem Stande und Genie, und muß durch Aufklärung, und durch Ausrottung des Aberglaubens, der Vorurtheile, der Mißbräuche und der thörichten, oder doch wenigstens unbrauchbar gewordenen Gewohnheiten, aufgehoben und weggeschafft werden.

Ein Geistlicher hat es nicht nur mit Gott, der für den Menschen das Heiligste und Ehrwürdigste ist, sondern auch mit der moralischen oder practischen Vernunft zu thun, die in dem Menschen das Heiligste und Ehrwürdigste ist. Die Hochachtung und Ehrfurcht, welche er gegen das Heilige und Göttliche zu erkennen giebt, und welche er auch Andern anempfiehlt und sie bey ihnen zu befördern und zu erhöhen sucht, muß also so wohl der Gottheit als auch den Menschen wohlgefällig seyn, mithin kann er auch Gott und Menschen in einerley Stimmung dienen, ohne

sind wohl aber gar die *Philosophen* daran schuld, dadurch, daß sie diesen Begriff

ohne deswegen den Zweyächsler und *Heuchler* zu machen.

Neben der Menge *armseliger* und *gewissenloser* Geistlichen giebt es doch auch viele *Rechtschaffene*, welche den großen Zweck der Menschheit auf das *Möglichste zu befördern suchen*, und deren *Eifer für Moralität und Religion* nur von schlechtdenkenden Menschen als etwas *Nichtiges*, *Lächerliches* oder *Heuchlerisches* beurtheilt werden kann.

Wie aber, wenn doch selbst rechtschaffene Religionslehrer immer noch Manches als eine *wesentliche Religionswahrheit vortragen und behandeln*, wobey doch sie *selbst* nicht nur, sondern auch viele *aufgeklärte Layen* vom Gegentheil überzeugt sind? Verehren sie da nicht die *Klugheit* zum Nachtheile der *Wahrheit* und *Moralität*? Keinesweges! Eben deswegen, weil dergleichen Dinge nicht das *Wesen* der Religion und Sittlichkeit, sondern bloß *Mittel* und *Gebräuche* zur *Beförderung* der Religiosität, ausmachen, können und müssen sie sich hierin nach den *Umständen* richten, und dürfen das, was *sie*, und einige *Wenige* für *minder zweckmäßig* erkennen, deshalb noch nicht sogleich *abändern*, und mit etwas *Zweckmäßigern vertauschen*, weil sie dadurch bey dem Volke, welches diese Dinge für heilig und unabänderlich hält, mehr Schaden als Nutzen stiften würden. Wer ein Mahl ein

griff noch nie abgesondert, in ein genugsam helles Licht gesetzt, und die Tugend nur in Bruchstücken, aber nie ganz in ihrer schönen Gestalt vorstellig, und für alle Menschen interessant zu machen gesucht haben.

ein Mittel zur Befestigung seines Glaubens nöthig hat, für den ist es auch Pflicht, nur das zu gebrauchen, welches für ihn gerade heilsam ist. Ein anderes Mittel kann an sich weit besser seyn, nur für ihn nicht.

Alles, was die Religionslehrer hierin zu thun verpflichtet sind, ist, daß sie die Gemeinden mit Vorsicht und zarter Gewissenhaftigkeit, vorzüglich durch Schulunterricht, nach und nach zur Annehmung des Bessern vorbereiten, und es dann, nach Beschaffenheit der Umstände, mit Beschützung und Bewilligung der Obrigkeit, und mit dem Beyfall der ganzen Gemeinde, oder doch des größten und vernünftigsten Theils derselben, öffentlich eingeführt und autorisirt werden könne.

Grundsätze eines guten Characters.

Erstlich, nicht vorsetzlich unwahr zu reden; daher auch behutsam zu sprechen, damit man nicht den Schimpf des Widerrufs auf sich ziehe.

Zweytens, nicht heucheln; vor den Augen gut gesinnt scheinen, hinter dem Rücken aber feindselig seyn.

Drittens, sein erlaubtes Versprechen nicht brechen; wozu auch gehört, selbst das Andenken einer Freundschaft, die nun gebrochen ist, noch zu ehren, und die ehemahlige Vertraulichkeit und Offenherzigkeit des Andern nicht nachher zu mißbrauchen.

Viertens, sich nicht mit schlechtdenkenden Menschen in einen Geschmacksumgang einzulassen, und, des noscitur ex socio etc. eingedenk, den Umgang mit ihnen nur auf Geschäfte einzuschränken.

Fünftens, sich an die Nachrede aus dem seichten und boshaften Urtheil anderer nicht zu kehren, denn das Gegentheil verräth

räth schon Schwäche; wie auch die Furcht des Verstoßes wider die Mode, welche ein flüchtiges, veränderliches Ding ist, und wenn sie denn schon einige Wichtigkeit des Einflusses bekommen hat, ihr Gebot wenigstens nicht auf die Sittlichkeit auszudehnen.

Mit einem Worte: Wahrhaftigkeit im Innern des Geständnisses vor sich selbst, und zugleich im Betragen gegen jeden Andern sich zur obersten Maxime gemacht, ist der einzige Beweis des Bewußtseyns eines Menschen, daß er einen Character hat. Und da diesen zu haben das Minimum ist, was man von einem vernünftigen Menschen fordern kann, zugleich aber auch das Maximum des innern Werthes und der Menschenwürde, so muß ein Mann von Grundsätzen zu seyn, und einen bestimmten Character zu haben, der gemeinsten Menschenvernunft möglich, und dadurch, der Würde nach, dem größten Talente überlegen seyn.

II.

Religion.

Ehrfurcht gegen Gott.

In der Religion scheint Niederwerfen, Anbetung mit niederhängendem Haupte, mit zerknirschten angstvollen Gebehrden und Stimmen, das einzig schickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu seyn, welches daher auch die meisten Völker angenommen haben, und noch beobachten. Allein diese Gemüthsstimmung ist bey weitem nicht mit der Idee der Erhabenheit einer Religion und ihres Gegenstandes an sich und nothwendig verbunden. Der Mensch, der sich wirklich fürchtet, weil er dazu in sich Ursache findet, indem er sich bewußt ist, mit seiner verwerflichen Gesinnung wider eine Macht zu verstoßen, deren Wille un-

unwiderstehlich und zugleich gerecht ist, befindet sich gar nicht in der Gemüthsfassung, um die göttliche Größe zu bewundern, wozu eine Stimmung zur ruhigen Betrachtung, und ein ganz freyes Urtheil erforderlich ist.

Nur alsdann, wenn er sich seiner aufrichtigen gottgefälligen Gesinnung bewußt ist, dienen jene Wirkungen der Macht, in ihm die Idee der Erhabenheit dieses Wesens zu erwecken. Denn alsdenn erkennt er eine dessen Willen gemäße Erhabenheit der Gesinnung bey sich selbst, und wird dadurch über die Furcht vor solchen Wirkungen der Natur, die er nicht als Ausbrüche seines Zorns ansieht, erhoben. Nur unter dieser Voraussetzung sind wir fähig, durch den Anblick der Macht in der Natur zur Idee der Erhabenheit desjenigen Wesens zu gelangen, welches nicht bloß durch seine Macht, die es in der Natur beweiset, innige Achtung in uns wirkt, sondern noch mehr durch das Vermögen, welches in uns gelegt ist, die Macht der Natur ohne Furcht zu beurtheilen,

und

und unsere Bestimmung als über dieselbe erhaben zu denken.

Auf solche Weise allein unterscheidet sich innerlich Religion vom Aberglauben, welcher letztere nicht Ehrfurcht für das Erhabene, sondern Furcht und Angst vor dem übermächtigen Wesen, dessen Willen der erschreckte Mensch sich unterworfen sieht, ohne es doch hochzuschätzen, im Gemüthe gründet, woraus denn freylich nichts als Gunstbewerbung und Einschmeichelung, statt einer Religion des guten Lebenswandels, entspringen kann.

Glauben an Unsterblichkeit.

Obgleich der theoretische Beweis für die Unsterblichkeit unzureichend ist, so wird dennoch deswegen für die Annehmung eines künftigen Lebens nicht das Mindeste verlohren. Denn der bloß specula-

culative Beweis hat auf die gemeine Menschenvernunft ohnedem niemahls einigen Einfluß haben können. Er ist so auf eine Haarspitze gestellt, daß selbst die Schule ihn auf derselben nur so lange erhalten kann, als sie ihn als einen Kreisel um denselben sich unaufhörlich drehen läßt, und er also in ihren eigenen Augen keine beharrliche Grundlage abgiebt, worauf etwas gebaut werden könnte.

Die Beweise, die für die Welt brauchbar sind, bleiben hiebey alle in ihrem unverminderten Werthe, und gewinnen vielmehr, durch Abstellung jener dogmatischen Anmaßungen, an Klarheit und ungekünstelter Ueberzeugung, indem sie die Vernunft in ihr eigenthümliches Gebiet, nehmlich die Ordnung der Zwecke, die doch zugleich eine Ordnung der Natur ist, versetzen. Als practisches Vermögen ist die Vernunft berechtiget, unsere Existenz über die Grenzen der Erfahrung und des Lebens hinaus zu erweitern, ohne dabey auf die theoretischen Bedingungen eingeschränkt zu seyn.

Die

Die Vernunft muß es nothwendig zum Grundsatz annehmen, daß kein Organ, kein Vermögen, kein Antrieb, und überhaupt nichts Entbehrliches, oder für den Gebrauch Unproportionirtes und Unzweckmäßiges anzutreffen, sondern alles seiner Bestimmung im Leben genau angemessen sey. Nach der Analogie mit der Natur lebendiger Wesen in dieser Welt zu urtheilen, müßte nun der Mensch, der doch allein den letzten Endzweck von allem diesen in sich enthalten kann, das einzige Geschöpf seyn, welches davon ausgenommen wäre. Denn seine Naturanlagen, nicht bloß den Talenten und Antrieben nach, sondern vornehmlich das moralische Gesetz in ihm, gehen so weit über allen Nutzen und Vortheil, den er in diesem Leben daraus ziehen könnte, daß das letztere sogar das bloße Bewußtseyn der Rechtschaffenheit der Gesinnung, bey Ermangelung aller Vortheile, und alles Schattenwerks von Nachruhm, über alles hochschätzen lehrt, und sich innerlich dazu berufen fühlt, sich durch sein Verhalten in dieser Welt,

mit

mit Verzichtthuung auf viele Vortheile, zum Bürger einer bessern, die er in der Idee hat, tauglich zu machen.

Dieser mächtige, niemahls zu widerlegende Beweisgrund, begleitet durch eine sich unaufhörlich vermehrende Erkenntniß der Zweckmäßigkeit in allem, was wir vor uns sehen, und durch eine Aussicht in die Unermeßlichkeit der Schöpfung, mithin auch durch das Bewußtseyn einer gewissen Unbegrenztheit in der möglichen Erweiterung unserer Erkenntnisse, sammt einem dieser angemessenen Triebe, bleibt immer noch übrig, wenn wir es gleich aufgeben müssen, die nothwendige Fortdauer unserer Existenz aus der bloß theoretischen Erkenntniß unserer selbst einzusehen.

Das

Das Gewissen.

Jeder Mensch hat Gewissen, und findet sich durch einen innern Richter beobachtet, bedroht und überhaupt im Respect, d. i. in einer mit Furcht verbundenen Achtung, gehalten. Diese über die Gesetze in ihm wachende Gewalt ist nicht etwas, was er sich selbst willkührlich macht, sondern es ist seinem Wesen einverleibt. Es folgt ihm, wie sein Schatten, wenn er zu entfliehen gedenkt. Er kann sich zwar durch Lüste und Zerstreuungen betäuben, oder in Schlaf bringen, aber nicht vermeiden, dann und wann zu sich selbst zu kommen, oder zu erwachen, wo er alsbald die furchtbare Stimme desselben vernimmt. Er kann es, in seiner äußersten Verworfenheit, allenfalls dahin bringen, sich daran gar nicht mehr zu kehren, aber sie zu hören, kann er doch nicht vermeiden. Gewissenlosigkeit ist nicht Mangel des Gewissens, sondern Hang, sich an dessen Urtheil nicht

nicht zu kehren. Die Pflicht ist hier, sein Gewissen zu cultiviren, die Aufmerksamkeit auf die Stimme des innern Richters zu schärfen, und alle Mittel anzuwenden, um ihm Gehör zu verschaffen.

Für das Urtheil des künftigen Richters kann sich der Mensch kein anderes Schicksal denken, als daß ihm sein ganzes Leben dereinst werde vor Augen gestellt werden, nicht bloß ein Abschnitt desselben, vielleicht der letzte, und für ihn noch günstigste. Was meint der Leser wohl dazu! wird nicht schon bloß dieser Gedanke, welcher dem Menschen, der eben nicht der ärgste seyn darf, vieles in die Erinnerung zurück ruft, was er sonst leichtsinniger Weise längst aus der Acht gelassen hat, die dünkelhafte Selbstgefälligkeit und Sorglosigkeit eines Menschen erschüttern?

Wenn man im Menschen den Richter, der in ihm selbst ist, anfragt, so beurtheilt er sich strenge, denn er kann seine Vernunft nicht bestechen. Stellt man ihm aber einen andern

andern Richter vor, so wie man von ihm aus anderweitigen Belehrungen Nachricht haben will, so hat er wider seine Strenge vieles vom Vorwande der menschlichen Gebrechlichkeit hergenommenes einzuwenden. Ueberhaupt denkt er ihm dann beyzukommen, es sey nun, daß er entweder durch reuige, nicht aus wahrer Gesinnung der Besserung entspringende Selbstpeinigung, der Bestrafung von Ihm zuvor zu kommen denkt, oder ihn durch Bitten und Flehen, ja selbst auch durch Formeln, und für gläubig ausgegebene Bekenntnisse, zu erweichen sucht. Und wenn ihm hierzu Hoffnung gemacht wird, so macht er auch nach dem Sprichwort: Ende gut alles gut, schon frühzeitig seinen Anschlag, um nicht ohne Noth zu viel am vergnügten Leben einzubüßen, und beym nahen Ende desselben doch in der Geschwindigkeit die Rechnung zu seinem Vortheile abzuschließen.

Hoffnung besserer Zeiten.

****

Fortsetzung *).

Es muß irgend eine Erfahrung im Menschengeschlechte vorkommen, die, als Begebenheit, auf eine Beschaffenheit und ein Vermögen desselben hinweiset, Ursache von dem Fortrücken desselben zum Bessern zu seyn. Eine solche Begebenheit hat sich nun in unsern Zeiten ereignet. Sie besteht aber nicht etwa in wichtigen, von Menschen verrichteten Thaten oder Unthaten, wodurch, was groß war, unter Menschen klein, oder, was klein war, groß gemacht wird, und wie, gleich als durch Zauberey, alte glänzende Staatsgebäude verschwinden, und andere an deren Statt, wie aus den Tiefen der Erde, hervor kommen. Nein, nichts von allem dem. Es ist die bloße Denkungsart der Zuschauer, welche sich bey diesem Spiele großer Umwandlungen öffentlich verräth, und eine so all-

*) Man sehe das erste Bändchen der Kantischen Blumenlese, Seite 96.

allgemeine und doch uneigennützige Theilnehmung der Spielenden auf einer Seite, gegen die auf der andern, selbst mit Gefahr, diese Partheylichkeit könne ihnen sehr nachtheilig werden, dennoch laut werden läßt, und dadurch im Ganzen einen moralischen und uneigennützigen Character des Menschengeschlechts, wenigstens in der Anlage, beweiset, der das Fortschreiten zum Bessern nicht allein hoffen läßt, sondern selbst schon ein solcher ist, so weit das Vermögen für jetzt zureicht.

Die Revolution eines geistreichen Volks, die wir in unsern Tagen haben vor sich gehen sehen, mag gelingen oder scheitern; sie mag mit Elend und Greuelthaten dermaßen angefüllt seyn, daß ein wohldenkender Mensch dieselbe, wenn er sie, zum zweyten Mahle unternehmend, glücklich auszuführen hoffen könnte, doch das Experiment auf solche Kosten zu machen nie beschließen würde, diese Revolution, sage ich, findet doch in den Gemüthern aller Zuschauer, die nicht

selbst

selbst in diesem Spiele mit verwickelt sind, eine Theilnehmung dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt, und deren Aeußerung selbst mit Gefahr verbunden war, die also keine andere, als eine moralische Anlage im Menschengeschlecht zur Ursache haben kann.

Diese Ursache ist aber zwiefach: Erstens die des Rechts, daß ein Volk von andern Mächten nicht gehindert werden müsse, sich eine bürgerliche Verfassung zu geben, wie sie ihm selbst gut zu seyn dünkt; Zweytens die des Zwecks, daß diejenige Verfassung eines Volks allein an sich rechtlich und moralisch gut sey, welche ihrer Natur nach so beschaffen ist, den Angriffskrieg nach Grundsätzen zu meiden, mithin in die Bedingung einzutreten, wodurch der Krieg abgehalten, und so dem Menschengeschlechte, bey aller seiner Gebrechlichkeit, ein ungestörtes Fortschreiten zum Bessern gesichert wird.

Ich behaupte demnach, dem Menschengeschlechte, nach den Aspecten und Vorzeichen unserer Tage, ein nicht mehr gänzlich

rückgängig werdendes Fortschreiten zum Bessern, auch ohne Sehergeist, vorhersagen zu können. Denn ein solches Phänomen in der Menschengeschichte vergißt sich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen zum Bessern in der menschlichen Natur aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte, und welches allein Natur und Freyheit, nach innern Rechtsprincipien im Menschengeschlecht vereinigt, aber was die Zeit betrifft, nur als unbestimmt und Begebenheit aus Zufall verheißen konnte.

Aber, wenn der bey dieser Begebenheit beabsichtigte Zweck auch jetzt nicht erreicht würde, wenn die Revolution, oder Reform der Verfassung eines Volks gegen das Ende doch fehl schlüge, oder nachdem diese einige Zeit gewährt hätte, doch wiederum alles ins vorige Gleis zurück gebracht würde, wie die Politiker jetzt wahrsagen, so verliehrt jene philosophische Vorhersagung doch nichts von ihrer Kraft. Denn jene Begebenheit ist zu groß, zu sehr mit dem

In-

Interesse der Menschheit verwebt, und, ihrem Einflusse nach, auf die Welt in allen ihren Theilen zu ausgebreitet, als daß sie nicht den Völkern, bey irgend einer Veranlassung günstiger Umstände, in Erinnerung gebracht, und zu Wiederholung neuer Versuche dieser Art erweckt werden sollte; da denn, bey einer für das Menschengeschlecht so wichtigen Angelegenheit, endlich doch zu irgend einer Zeit die beabsichtigte Verfassung diejenige Festigkeit erreichen muß, welche die Belehrung durch öftere Erfahrung in den Gemüthern aller zu bewirken nicht ermangeln würde.

Es ist also nicht ein bloß gutgemeinter, und in practischer Absicht empfehlungswürdiger, sondern allen Ungläubigen zum Trotz auch für die strengste Theorie haltbarer Satz: daß das menschliche Geschlecht im Fortschreiten zum Bessern immer gewesen sey, und so fernerhin fortgehen werde, welches, wenn man nicht bloß auf das sieht, was in irgend einem Volke geschehen kann, sondern auch auf die Verbreitung über alle

Völker der Erde, die nach und nach daran Theil nehmen dürften, die Aussicht in eine unabsehliche Zeit eröffnet.

Ein Arzt, der seinen Patienten von Tag zu Tage auf baldige Genesung vertröstete; den einen, daß der Puls besser schlüge; den andern, daß der Auswurf, den dritten, daß der Schweis Besserung verspräche, u. s. w. bekam einen Besuch von einem seiner Freunde. Wie gehts, Freund, mit ihrer Krankheit? war die erste Frage. Wie wirds gehen? Ich sterbe für lauter Besserung!

Ich verdenke es Keinem, wenn er in Ansehung der Staatsübel an dem Heil des Menschengeschlechts und dem Fortschreiten desselben zum Bessern zu verzagen anhebt. Allein ich verlasse mich auf das heroische Arzneymittel, welches Hume anführt, und eine schnelle Cur bewirken dürfte. Wenn ich jetzt, sagt er, die Nationen im Kriege gegen einander begriffen sehe, so ist es, als ob ich zwey besoffene Kerle sähe, die sich in einem Porzellänladen mit Prügeln herum schla-

schlagen. Denn nicht genug, daß sie an den Beulen, die sie sich wechselseitig geben, lange zu heilen haben, so müssen sie hinterher noch allen den Schaden bezahlen, den sie anrichteten. Die Nachwehen des gegenwärtigen Krieges aber können dem politischen Wahrsager das Geständniß einer nahe bevorstehenden Wendung des menschlichen Geschlechts zum Bessern abnöthigen, das schon jetzt im Prospect ist.

III.

Affecten.

Unterschied zwischen den Affecten und den Leidenschaften.

Der Affect ist eine Ueberraschung durch Empfindung, wodurch die Fassung des Gemüths aufgehoben wird. Er ist also übereilt und unbesonnen, denn er wächst geschwinde zu einem Grade des Gefühls, der die Ueberlegung unmöglich macht. Die Affectlosigkeit, ohne Verminderung der Stärke der Triebfedern zum Handeln, ist das Phlegma im guten Verstande; eine Eigenschaft des wackern Mannes, sich durch jener ihre Stärke nicht aus der ruhigen Ueberlegung bringen zu lassen. Was der Affect des Zorns nicht in der Geschwindigkeit thut, das thut er gar nicht, denn er ver-

vergißt leicht. Die Leidenschaft des Hasses aber nimmt sich Zeit, um sich tief einzuwurzeln, und es seinem Gegner zu gedenken.

Ein Vater, ein Schulmeister, können nicht strafen, wenn sie die Abbitte anzuhören nur die Geduld gehabt haben. Nöthiget einen, der im Zorne zu euch ins Zimmer tritt, um euch in heftiger Entrüstung harte Worte zu sagen, höflich, sich zu setzen; wenn es euch hiermit gelingt, so wird sein Schelten schon gelinder, weil die Gemächlichkeit des Sitzens eine Abspannung ist, welche mit den drohenden Gebehrdungen und dem Schreyen im Stehen sich nicht wohl vereinigen läßt. Die Leidenschaft hingegen läßt sich Zeit, und ist überlegend, so heftig sie auch seyn mag, um ihren Zweck zu erreichen. Der Affect wirkt, wie ein Wasser, welches den Damm durchbricht; die Leidenschaft wie ein Strom, der sich in seinem Bette immer tiefer eingräbt. Der Affect wirkt auf die Gesundheit, wie ein Schlagfluß; die Leidenschaft, wie eine Schwindsucht, oder Abzehrung.

Er

Er ist, wie ein Rausch, den man ausschläft, obgleich Kopfweh darauf folgt; die Leidenschaft aber wie eine Krankheit aus verschlucktem Gift oder Verkrüppelung anzusehen, die einen innern oder äußern Seelenarzt bedarf, der aber mehrentheils keine ausdauernde, sondern fast immer nur vorübergehende Heilmittel zu verschreiben weiß.

Wo viel Affect ist, da ist gemeiniglich wenig Leidenschaft; wie bey den Franzosen, welche durch ihre Lebhaftigkeit veränderlich sind, in Vergleichung mit Italiänern, Spaniern, Indiern und Chinesen, die in ihrem Groll über Rache brüten, oder in ihrer Liebe bis zum Wahnsinn beharrlich sind. Affecten sind ehrlich und offen, Leidenschaften dagegen hinterlistig und versteckt. Die Chinesen werfen den Engländern vor, daß sie ungestüm und hitzig wären, wie die Tartarn, diese aber jenen, daß sie ausgemachte, aber gelassene Betrüger sind, die sich durch diesen Vorwurf in ihrer Leidenschaft gar nicht irre machen lassen. Wer **liebt**, kann dabey doch wohl noch sehend bleiben; wer sich aber **verliebt**, wird ge-

gegen die Fehler des geliebten Gegenstandes unvermeidlich blind; wiewohl der Letztere acht Tage nach der Hochzeit sein Gesicht wieder zu erlangen pflegt.

Ueberhaupt ist es nicht die Stärke eines gewissen Gefühls, welche den Zustand des Affects ausmacht, sondern der Mangel der Ueberlegung, dieses Gefühl mit der Summe aller Gefühle in seinem Zustande zu vergleichen. Der Reiche, welchem sein Bedienter bey einem Feste einen schönen und seltenen gläsernen Pocal im Herumtragen ungeschickterweise zerbricht, würde diesen Zufall für nichts halten, wenn er in demselben Augenblicke diesen Verlust eines Vergnügens mit der Menge aller Vergnügen, die ihm sein glücklicher Zustand darbietet, vergliche. Nun überläßt er sich aber ganz allein diesem einem Gefühl des Schmerzes, ohne schnell im Gedanken jene Berechnung zu machen. Deshalb ist es kein Wunder, daß ihm dabey so zu Muthe wird, als ob seine ganze Glückseligkeit verlohren wäre.

Der

Der Affect thut der Freyheit und der Herrschaft über sich selbst einen augenblicklichen Abbruch. Die Leidenschaft aber giebt sie auf, und findet ihre Lust und Befriedigung am Sclavensinn. Weil indessen die Vernunft mit ihrem Aufruf zur innern Freyheit doch nicht nachläßt, so seufzt der Unglückliche unter seinen Ketten, von denen er sich dennoch nicht losreißen kann, weil sie gleichsam schon mit seinen Gliedmaßen verwachsen sind. Man sieht leicht ein, weswegen die Leidenschaften der Freyheit den größten Abbruch thun, denn sie lassen sich mit der ruhigsten Ueberlegung zusammenpaaren, und dürfen mithin nicht unbesonnen, stürmisch und vorübergehend, wie der Affect, seyn, und können selbst mit dem Vernünfteln zusammen bestehen. Der Affect ist ein Rausch, die Leidenschaft aber eine Krankheit, welche alle Arzeneymittel verabscheut, und daher weit schlimmer ist, als alle jene vorübergehende Gemüthsbewegungen, die doch wenigstens den Vorsatz rege machen, sich zu bessern; statt dessen die letztere eine Bezauberung ist, die auch die Besserung ausschlägt. Affecten sind überhaupt

haupt krankhafte Zufälle, und können (nach einer Analogie und Browns System) in sthenische, aus Stärke, und in asthenische, aus Schwäche, eingetheilt werden. Jene sind von der erregenden, dadurch aber oft auch erschöpfenden, diese von einer die Lebenskraft abspannenden, aber oft auch dadurch Erholung vorbereitenden Beschaffenheit.

Muth und Tapferkeit.

Bangigkeit, Angst, Grauen und Entsetzen sind Grade der Furcht, oder des Abscheues vor Gefahr. Die Fassung des Gemüths, die letztere mit Ueberlegung zu übernehmen, ist der Muth. Ein anhaltender Muth in Gefahren ist Tapferkeit.

Der Muth, als Affect, gehört eines Theils zur Sinnlichkeit. Er kann aber auch durch Vernunft erweckt werden, und dann ist er wahre Tapferkeit oder Tugendstär-

stärke. Sich durch Sticheleyen und mit Witz geschärfte, eben dadurch aber nur desto gefährlichere, spöttische Verhöhnung dessen, was ehrwürdig ist, nicht abschrecken zu lassen, sondern seinen Gang standhaft zu verfolgen, ist ein moralischer Muth, den mancher nicht besitzt, welcher in der Feldschlacht, oder dem Duell, sich als einen Braven beweiset *).

Der

*) Möchte sich doch der Geist der Moralität und Wahrheit, der in diesem Kantischen Ausspruche so mächtig lebt und webt, auf die bessern, aber durch theoretische Philosophie, voreilige Aufklärung und andere Phänomene unsers Zeitalters irre geleiteten, Gemüther niederlassen, und ihnen mehr Hochachtung gegen das Ehrwürdige, und mehr Muth zur Vertheidigung desselben, einflößen. Was ist ehrwürdiger, als Religion, Christenthum, religiöse Gebräuche, Keuschheit, Gehorsam und Bescheidenheit gegen Vorgesetzte. Aber wie viele machen dieß alles im Namen der Aufklärung und Vernunft zum Gegenstande des Spottes, und des Gelächters! Religiöse Gebräuche sind die sinnlichen Stützen der Religion. Veraltete können mit Vorsicht und Weisheit weggenommen, und mit neuen, festern und zweckmäßigern vertauscht werden. Wer sie aber gerade zu als etwas Lächerliches niederreißt, stürzt dadurch auch die Religion selbst darnieder, er mag es wollen oder nicht.

Der Anstand, der einen äußerlichen Anschein von Muth giebt, sich in Vergleichung mit Andern in der Achtung nichts zu vergeben, heißt Dreistigkeit. Hingegen ist die Blödigkeit eine Art von Schüchternheit und Besorgniß, Andern nicht vortheilhaft in die Augen zu fallen. Jene kann, als billiges Vertrauen zu sich selbst, nicht getadelt werden. Diejenige Dreistigkeit aber im Anstande, welche jemanden den Anschein giebt, sich aus dem Urtheil Anderer über ihn nichts zu machen, ist Dummdreistigkeit, Unverschämtheit, im gemilderten Ausdruck Unbescheidenheit, und gehört also nicht zum Muthe, in der sittlichen Bedeutung des Worts.

Endlich gehört auch zum rein-moralischen Muthe die Entschlossenheit, etwas, was die Pflicht gebietet, selbst auf die Gefahr der Verspottung von Andern, zu wagen. Hierzu gehört ein hoher Grad von Muth, weil die Ehrliebe eine beständige Begleiterin der Tugend ist, und der, welcher sonst wider die Gewalt hinreichend gefaßt ist, sich doch der Verhöhnung

selten

selten gewachsen fühlt, wenn man ihm den Anspruch auf Ehre mit Hohnlachen verweigert.

Tapferkeit ist gesetzmäßiger Muth, in dem, was Pflicht gebietet, selbst den Verlust des Lebens nicht zu scheuen. Die Furchtlosigkeit machts allein nicht aus, sondern die moralische Untadelhaftigkeit muß damit verbunden seyn.

Der Muth des Kriegers ist von dem des Duellanten noch sehr verschieden, wenn gleich das Duell von der Regierung Nachsicht erhält, und die Selbsthülfe wider Beleidigung gewissermaßen zur Ehrensache in der Armee gemacht wird, in die sich das Oberhaupt derselben nicht mischt, ohne sie doch öffentlich durchs Gesetz erlaubt zu machen. Dem Duell durch die Finger zu sehen, ist ein vom Staatsoberhaupt nicht wohl überdachtes schreckliches Princip. Denn es giebt auch Nichtswürdige, die ihr Leben aufs Spiel setzen, um etwas zu gelten, und die gar nicht gemeint sind, für die Erhaltung des Staats etwas mit ihrer eigenen Gefahr zu thun.

Ob Selbstmord auch Muth, oder immer nur Verzagtheit voraussetze, ist nicht eine moralische, sondern bloß psychologische Frage. Wenn er aus Zorn verübt wird, bloß um seine Ehre nicht zu überleben, so scheint er Muth; ist es aber die Erschöpfung der Geduld im Leiden durch Traurigkeit, so ist es ein Verzagen. Es scheint dem Menschen eine Art von Heroismus zu seyn, dem Tode gerade ins Auge zu sehen, und ihn nicht zu fürchten, wenn er das Leben nicht länger lieben kann. Wenn er aber, ob er gleich den Tod fürchtet, doch das Leben auf jede Bedingung zu lieben immer nicht aufhören kann, und so eine Gemüthsverwirrung aus Angst hervor gehen muß, um zum Selbstmorde zu schreiten, da stirbt er aus Feigheit, weil er die Qualen des Lebens nicht länger ertragen kann.

Es sind nicht immer bloß verworfene, nichtswürdige Seelen, die auf solche Weise der Last des Lebens loszuwerden beschließen; vielmehr hat man von solchen, die für wahre Ehre kein Gefühl haben, dergleichen That nicht leicht zu besorgen.

Er-

Erschrokkenheit.

Die Erschrockenheit ist bloß eine zufällige Disposition, mehrentheils nur von körperlichen Ursachen abhängend, sich gegen eine plötzlich aufstoßende Gefahr nicht gefaßt genug zu fühlen. Einem Feldherrn, der im Schlafrock ist, indem ihm die unerwartete Annäherung des Feindes angekündiget wird, kann wohl das Blut einen Augenblick in den Herzkammern stocken, und an einem gewissen General bemerkte sein Arzt, daß, wenn er Säure im Magen hatte, er kleinmüthig und schüchtern war. Herzhaftigkeit aber ist bloß Temperamentseigenschaft. Der Muth dagegen beruht auf Grundsätzen, und ist eine Tugend. Die Vernunft reicht dem entschlossenen Mann alsdenn Stärke, die ihm die Natur bisweilen versagt.

Das Erschrecken in Gefechten bringt sogar wohlthätige Ausleerungen hervor, welche einen Spott, das Herz nicht am rechten Orte zu haben, sprichwörtlich gemacht

macht haben. Man will aber bemerkt haben, daß diejenigen Matrosen, welche bey dem Aufrufe zum Schlagen an den Ort ihrer Entledigung eilen, hernach die muthigsten im Gefechte sind. Eben das bemerkt man auch an dem Reiher, wenn der Stoßfalke über ihm schwebt, und jener sich zum Gefechte gegen ihn anschickt.

Zorn und Schaam.

Zorn und Schaam sind plötzlich erregte Gefühle eines Uebels, als Beleidigung, die aber durch ihre Heftigkeit zugleich unvermögend machen, dasselbe abzuwehren.

Wer ist mehr zu fürchten, der, welcher im heftigen Zorn erblaßt, oder der hiebey erröthet? Der erstere ist auf der Stelle zu fürchten, der zweyte desto mehr hinter her, der Rachgier wegen. Im erstern Zustande erschrickt der aus der Fassung

sung gebrachte Mensch vor sich selbst, zu einer Heftigkeit im Gebrauche seiner Gewalt hingerissen zu werden, die ihn nachher reuen möchte. Im zweyten geht der Schreck plötzlich in Furcht über, daß das Bewußtseyn seines Unvermögens der Selbstvertheidigung sichtbar werden möchte.

Beyde, wenn sie sich durch eine behende Fassung des Gemüths Luft machen können, sind der Gesundheit nicht nachtheilig; wo aber nicht, so sind sie theils dem Leben selbst gefährlich, theils, wenn ihr Ausbruch zurück gehalten wird, hinterlassen sie eine Kränkung darüber, sich gegen Beleidignng nicht mit Anstand benommen zu haben, welche aber vermieden wird, wenn sie nur zu Worten kommen können. So aber sind beyde Affecten von der Art, daß sie stumm machen, und sich dadurch in einem unvortheilhaften Lichte darstellen.

Der Jachtzorn kann durch innere Disciplin des Gemüths noch wohl abgewöhnt werden. Aber die Schwäche eines überzarten Ehrgefühls in der Schaam läßt sich nicht so leicht wegkünsteln. Denn wie

Hume

Hume sagt (der selbst mit dieser Schwäche, der Blödigkeit öffentlich zu reden, behaftet war), der erste Versuch zur Dreistigkeit, wenn er fehl schlägt, macht nur noch schüchterner, und es ist kein anderes Mittel, als von seinem Umgange mit Personen, aus deren Urtheil über den Anstand man sich wenig macht, anhebend, allmählig von der vermeinten Wichtigkeit des Urtheils Anderer über uns abzukommen, und sich hierin innerlich auf den Fuß der Gleichheit mit ihnen zu schätzen. Die Gewohnheit hierin bewirkt die Freymüthigkeit, welche von der Verschämtheit und beleidigenden Dreistigkeit gleich weit entfernt ist.

Verwunderung.

Die Verwunderung (Verlegenheit sich in das Unerwartete zu finden) ist eine das natürliche Gedankenspiel zuerst hemmende, mithin unangenehme, dann aber das Zuströmen der Gedanken zu der unerwarteten Vorstellung desto mehr befördernde, und da-

daher *angenehme* Erregung des Gefühls. Sie ist aber eigentlich nur alsdann, wenn man dabey gar ungewiß wird, ob die Wahrnehmung wachend oder träumend geschehe, der Affect des *Erstaunens*.

Ein Neuling in der Welt verwundert sich über alles. Der mit dem Laufe der Dinge durch vielfältige Erfahrung bekannt gewordene, macht es sich zum Grundsatz, sich über nichts zu verwundern. Wer aber mit forschendem Blicke die Ordnung der Natur, in der großen Mannigfaltigkeit derselben, *nachdenkend* verfolgt, geräth über eine *Weisheit*, deren er sich nicht gewärtig war, in *Erstaunen*; eine Bewunderung von der man sich nicht losreißen kann, welcher Affect aber alsdann nur durch die *Vernunft* angeregt wird, und eine Art von *heiligem Schauer* ist, den *Abgrund* des Uebersinnlichen sich *vor seinen Füßen eröffnen zu sehen*.

Das Lachen.

Der Zorn (wenn man, ohne Widerstand zu besorgen, brav schelten darf), ist zwar auch ein ziemlich sicheres Mittel zur Verdauung, und manche Hausfrau hat keine andere innigliche Motion, als das Ausschelten des Gesindes, wie denn auch, wenn sich Kinder und Gesinde hiebey nur geduldig betragen, eine angenehme Müdigkeit die Lebenskraft gleichförmig durch die Maschine verbreitet. Aber wegen des besorglichen Widerstandes der Hausgenossen ist dieses Mittel auch nicht ohne Gefahr.

Das gutmüthige, nicht hämische, mit Bitterkeit verbundene Lachen ist dagegen beliebter und gedeylicher, nehmlich das, was man jenem Persischen Könige hätte empfehlen sollen, der einen Preis für den aussetzte, welcher ein neues Vergnügen erfinden würde. Die stoßweise geschehende Ausathmung der Luft, von welcher durch die Nase im Niesen nur ein kleiner, doch auch belebender Effect ist, wenn ihr Schall un-

unverbissen ertönen darf, stärkt durch die heilsame Bewegung des Zwerchfells das Gefühl der Lebenskraft. Es mag ein gedungener Possenreißer, oder ein zur Gesellschaft der Freunde gehörender durchtriebener Schalk seyn, der nichts Arges im Sinne zu haben scheint, der es hinter den Ohren hat, und nicht mit lacht, sondern mit scheinbarer Einfalt eine gespannte Erwartung, wie eine gespannte Saite, plötzlich losläßt, so ist es Schwingung der Muskeln, die zur Verdauung gehören, und welche diese weit besser befördern, als es die Weisheit des Arztes thun würde. Aber auch eine große Albernheit einer fehlgreifenden Urtheilskraft kann eben dieselbe Wirkung thun, aber freylich auf Kosten des vermeintlich Klügern.

Einen in der Gesellschaft zum Stichblatt des Witzes zu haben, Spott ohne Anzüglichkeit und ohne stachlicht zu seyn, gegen den der Andere mit dem seinigen zu ähnlicher Erwiederung gerüstet, und so ein fröhliches Lachen in sie zu bringen bereit ist, ist eine gutmüthige und zugleich cultivirende Belebung derselben. Geschieht dieses aber auf

Ko-

Kosten eines Einfaltspinsels, den man dem Andern, wie einen Ball, zuschlägt, so ist das Lachen, als schadenfroh, wenigstens unfein, und geschieht es an einem Schmarotzer, der sich Schwelgens halber zum muthwilligen Spiele hingiebt, dann ist es ein Beweis von schlechtem Geschmack, als stumpfen moralischen Gefühl derer, die hiezu mit vollem Halse lachen können.

Kinder, vornehmlich Mädchen müssen früh zum freymüthigen ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden. Denn die Erheiterung der Gesichtszüge hiebey drückt sich nach und nach auch im Innern ab, und begründet eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geselligkeit, welche diese Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet.

Das Weinen.

Das Weinen, ein mit Schluchzen geschehenes convulsivisches Einathmen, wenn es mit Thränenguß verbunden ist, ist, als ein schmerzlinderndes Mittel, gleichfalls eine Vorsorge der Natur für die Gesundheit. Eine Wittwe, die, wie man sagt, sich nicht will trösten lassen, und die Ergießung der Thränen nicht gehindert wissen will, sorgt, ohne es zu wissen, oder eigentlich zu wollen, für ihre Gesundheit. Ein Zorn, der in diesem Zustande einträte, würde diesen Erguß zu ihrem Schaden bald hemmen. Doch ist es nicht immer Wehmuth, sondern auch Zorn, der Weiber und Kinder in Thränen versetzen kann. Denn das Gefühl seiner Ohnmacht gegen ein Uebel bey einem starken Affect, es sey des Zorns oder der Traurigkeit, ruft die äußern natürlichen Zeichen zum Beystande auf, die dann auch, nach dem Recht des Schwächern, eine männliche Seele wenigstens entwaffnen.

Die-

Dieser Ausdruck der Zärtlichkeit, als Schwäche des Geschlechts, darf indessen den theilnehmenden Mann nicht bis zum Weinen, aber wohl bis zur Thräne im Auge, rühren, weil er im erstern Falle sich an seinem eigenen Geschlechte vergreifen, und so mit seiner Weiblichkeit dem schwächern Theile nicht zum Schutze dienen, im zweyten aber gegen das andere Geschlecht nicht die Theilnehmung beweisen würde, welche ihm seine Männlichkeit zur Pflicht macht, nehmlich dasselbe in Schutz zu nehmen, wie es der Character, den die Ritterbücher dem tapfern Manne zueignen, mit sich bringt, der gerade in diese Beschützung gesetzt wird. Die Anwandlung zu Thränen, und zwar aus großmüthiger, aber ohnmächtiger Theilnehmung am Leiden Anderer, kann dem Manne verziehen werden, dem die Thräne im Auge glänzt, ohne sie in Tropfen fallen zu lassen, noch weniger sie mit Schluchzen zu begleiten, und so eine widerwärtige Musik zu machen.

IV.

Leidenschaften.

Ueber die Leidenschaften überhaupt.

Die Leidenschaft ist eine durch die Vernunft des Menschen schwer oder gar nicht bezwingliche Neigung. Die Leidenschaft setzt immer eine Maxime des Menschen voraus, nach einem, von der Neigung ihm vorgeschriebenen, Zwecke zu handeln. Sie ist also jederzeit mit Vernunft verbunden, und bloßen Thieren kann man keine Leidenschaft beylegen, so wenig, wie reinen Vernunftwesen. Leidenschaften sind Krebsschäden für die reine practische Vernunft, und mehrentheils unheilbar, weil der Kranke nicht will geheilt seyn, und sich der Herrschaft des

Grundsatzes entzieht, durch den dieses allein geschehen könnte.

Gleichwohl haben die Leidenschaften auch ihre Lobredner gefunden. (denn wo finden die sich nicht, wenn ein Mahl Bösartigkeit in Grundsätzen Platz genommen hat?) Da heißt es: „daß nie etwas Großes in der Welt ohne heftige Leidenschaften ausgerichtet worden, und die Vorsehung selbst habe sie weislich, gleich als Springfedern, in die menschliche Natur gepflanzt.“ Von den mancherley Neigungen mag man wohl dieses zugestehen, derer, als eines natürlichen und thierischen Bedürfnisses, die lebende Natur nicht entbehren kann. Aber daß sie Leidenschaften werden dürften, ja wohl gar sollten, hat die Vorsehung nicht gewollt, und sie in diesem Gesichtspunkte vorstellig zu machen, mag einem Dichter verziehen werden, nehmlich mit Pope zu sagen: „ist die Vernunft nun ein Magnet, so sind die Leidenschaften Winde.“ Aber der Philosoph darf diesen Grundsatz nicht gestatten, selbst nicht, um sie als eine provisorische Veranstaltung der

Vorsehung zu preißen, welche absichtlich, ehe das menschliche Geschlecht zum gehörigen Grade der Cultur gelangt wäre, sie in die menschliche Natur gelegt hätte.

Freyheitsneigung als Leidenschaft.

Diese Leidenschaft ist die heftigste unter allen am *Naturmenschen*, in einem Zustande, da er es nicht vermeiden kann, mit Andern in wechselseitige Ansprüche zu kommen.

Wer nur nach eines *Andern* Wahl glücklich seyn kann, (dieser mag nun so wohlwollend seyn, als man immer will) fühlt sich mit Recht unglücklich. Denn welche Gewährleistung hat er, daß sein mächtiger Nebenmensch in dem Urtheile über das Wohl mit dem seinen zusammen stimmen werde? [illegible]r Wilde, der noch nicht an *Unterwürfigkeit* gewöhnt ist, kennt kein größeres Unglück, als in diese zu gerathen,

rathen, und das mit Recht, so lange ihn noch kein öffentliches Gesetz sichert, bis ihn Disciplin allmählich dazu geduldig gemacht hat. Daher sein Zustand des beständigen Krieges, in der Absicht, Andere, so weit, als möglich, von sich entfernt zu halten, und in Wüsteneyen zerstreut zu leben. Ja das Kind, welches sich nur eben dem mütterlichen Schooße entwunden hat, scheint, zum Unterschiede von allen andern Thieren, bloß deswegen mit lautem Geschrey in die Welt zu treten, weil es sein Unvermögen, sich seiner Gliedmaßen zu bedienen, für Zwang ansieht, und so seinen Anspruch auf Freyheit so fort ankündiget. Daß das Gefühl der Unbehaglichkeit in ihm nicht vom körperlichen Schmerz, sondern von einer dunkeln Idee von Freyheit, und dem Hinderniß derselben, dem Unrecht, herrühre, entdeckt sich durch die, ein paar Monate nach der Geburt, sich mit seinem Geschrey verbindende Thränen, welches eine Art von Erbitterung anzeigt, wenn es sich in etwas gehindert fühlt. Dieser Trieb, seinen Willen zu haben, und die Verhinderung daran,

als

als eine Beleidigung aufzunehmen, zeichnet sich auch besonders durch seinen Ton aus, und läßt eine Bösartigkeit hervor scheinen, welche die Mutter zu bestrafen sich genöthiget sieht, aber gewöhnlich durch noch heftigeres Schreyen erwiedert wird.

Nomadische Völker, die an keinen Boden geheftet sind, z. B. die Araber, hängen so stark an ihrer, obgleich nicht völlig zwangsfreyen, Lebensart, und haben dabey einen so hohen Geist, mit Verachtung auf die sich anbauenden Völker herab zu sehen, daß die davon unzertrennliche Mühseligkeit in Jahrtausenden sie nicht von ihrer Lebensart hat abwendig machen können.

Ehrsucht.

Die Ehrsucht ist nicht Ehrliebe, oder eine Hochschätzung, die der Mensch von Andern wegen seines innern moralischen Werthes erwarten darf, sondern ein Bestreben nach Ehrenruf, wo es am Schein genug ist. Der Hochmuth ist ein Ansinnen an Andere, sich selbst, in Vergleichung mit uns, gering zu schätzen. Man darf dem Hochmuthe nur schmeicheln, so hat man durch diese Leidenschaft des Thoren Gewalt über ihn. Schmeichler, Jaherrn, die einem bedeutenden Manne gern das große Wort einräumen, nähren diese ihn schwach machende Leidenschaft, und sind die Verderber der Großen und Mächtigen, die sich diesem Zauber hingeben.

Hochmuth ist eine verfehlte, ihrem eigenen Zwecke entgegen handelnde, Ehrbegierde, und kann nicht als ein absichtliches Mittel, andere Menschen, die er von sich abstößt, zu seinen Zwecken zu gebrauchen, angesehen wer-

werden. Vielmehr ist der Hochmüthige das Instrument der Schelme.

Ein sehr vernünftiger und rechtschaffener Kaufmann hatte die Erfahrung gemacht, daß der mit seinem Reichthum, als überlegener Handelsmacht, Großthuende, nachher beym eingetretenen Verfall seines Vermögens, sich auch kein Bedenken machte, zu kriechen. Er fragte mich deswegen, warum der Hochmüthige jederzeit auch niederträchtig sey? Meine Meinung war diese: daß, da der Hochmuth das Ansinnen an einen andern ist, sich selbst, in Vergleichung mit jenem zu verachten, der Hochmuth an sich schon von der Niederträchtigkeit solcher Menschen ein nie trügendes vorbedeutendes Kennzeichen abgebe. Denn ein solcher Gedanke von Selbstverachtung des Andern kann niemand in dem Sinn kommen, als nur dem, welcher sich selbst zur Niederträchtigkeit bereit fühlt.

Herrsch=

Herrschsucht.

Diese Leidenschaft ist an sich ungerecht, und ihre Aeußerung bringt alles wider sich auf. Sie fängt aber von der Furcht an, von andern beherrscht zu werden, und ist darauf bedacht, sich bey Zeiten in den Vortheil der Gewalt über sie zu setzen. Diese ist aber ein mißliches und ungerechtes Mittel, andere Menschen zu seinen Absichten zu brauchen, weil es theils den Widerstand aufruft, und also unklug ist, theils der Freyheit unter Gesetzen, worauf jedermann Anspruch machen kann, zuwider und ungerecht ist.

Was die mittelbare Beherrschungskunst betrifft, z. B. die des weiblichen Geschlechts durch Liebe, die es dem männlichen gegen sich einflößt, dasselbe zu ihren Absichten zu brauchen, so ist sie unter jenem Titel nicht mit begriffen, weil sie keine Gewalt bey sich führt, sondern den Unterthänigen durch seine eigene Neigung zu beherrschen und zu fesseln weiß. Nicht als ob der

weib-

weibliche Theil von der Neigung über den männlichen zu herrschen frey wäre, wovon gerade das Gegentheil wahr ist, sondern weil es sich nicht desselben Mittels zu dieser Absicht, wie das männliche bedient, nehmlich nicht des Vorzugs der Stärke, (als welche hier unter dem Herrschen gemeint ist,) sondern der Reitze, welche eine Neigung des andern Theils, beherrscht zu werden, in sich enthält.

Habsucht.

Geld ist die Losung, und wen Plutus begünstiget, vor dem öffnen sich alle Pforten, die vor dem minder Reichen verschlossen sind. Die Erfindung dieses Mittels, welches sonst keine Brauchbarkeit hat, als bloß zum Verkehr des Fleißes der Menschen, und zur Beförderung alles Physischguten, hat, vornehmlich nachdem es durch Metalle repräsentirt wird, eine Habsucht hervorgebracht, die zuletzt auch ohne Genuß, in dem

dem bloßen Besitze, selbst mit Verzichtthuung des Geitzigen auf allen Gebrauch, eine Macht enthält, von der man glaubt, daß sie den Mangel jeder andern zu ersetzen hinreichend sey.

Diese ganz geistlose, wenn gleich nicht immer moralisch verwerfliche, doch bloß mechanisch geleitete Leidenschaft, welche vornehmlich dem Alter, zum Ersatz seines natürlichen Unvermögens, anhangt, und die jenem allgemeinen Mittel, seines großen Einflusses halber, auch schlechthin den Namen eines Vermögens verschafft hat, ist eine solche, die, wenn sie eingetreten ist, keine Abänderung verstattet. Die Ehrsucht macht gehaßt, die Herrschsucht gefürchtet, und die Habsucht verachtet.

V.

Temperamente.

Das sanguinische Temperament des Leichtblütigen.

Man kann das Characteristische in dem Begehrungsvermögen in das Naturell oder die Naturanlage, in das Temperament oder die Sinnesart, und in den Character oder die Denkungsart eintheilen. Das Naturell und Temperament zeigen an, was sich aus dem Menschen machen läßt, der Character aber, was er aus sich selbst zu machen bereit ist.

Der Sanguinische giebt seine Sinnesart an folgenden Aeußerungen zu erkennen. Er ist sorglos, und von guter Hoffnung; giebt jedem Dinge für den Augenblick eine große Wichtigkeit, und den folgen-

folgenden mag er daran nicht weiter denken. Er verspricht ehrlicher Weise, aber hält nicht Wort, weil er nicht vorher tief genug nachgedacht hat, ob er es auch zu halten vermögend seyn werde. Er ist gutmüthig genug, andern Hülfe zu leisten, ist aber ein schlimmer Schuldner, und verlangt immer Fristen.

Er ist ein guter Gesellschafter, scherzhaft, aufgeräumt, mag keinem Dinge gern große Wichtigkeit geben, und hat alle Menschen zu Freunden. Er ist gewöhnlich kein böser Mensch, aber ein schlimm zu bekehrender Sünder, den etwas zwar sehr reut, der aber diese Reue, die nie ein Gram wird, bald vergißt. Er ermüdet unter Geschäften, und ist doch rastlos beschäftiget in dem, was bloß Spiel ist, weil dieses Abwechselung bey sich führt, und das Beharren seine Sache nicht ist.

Das melancholische Temperament des Schwerblütigen.

Der zur Melancholie gestimmte, nicht der Melancholische, giebt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine grosse Wichtigkeit. Er denkt tief, findet allerwärts Ursache zu Besorgnissen, und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten. Er verspricht schwerlich, weil ihm das Worthalten theuer, aber das Vermögen dazu bedenklich ist. Nicht, daß dieses alles aus moralischen Ursachen geschähe, (denn hier ist nur von sinnlichen Triebfedern die Rede) sondern weil ihm das Widerspiel Ungelegenheit, und eben darum besorgt, mißtrauisch und bedenklich, dadurch aber auch für den Frohsinn unempfänglich macht.

Uebrigens ist diese Gemüthsstimmung, wenn sie habituell ist, doch der des Menschenfreundes, wenigstens dem Anreitze nach, entgegen, weil der, welcher selbst die Freude entbehren muß, sie auch schwerlich Andern gönnen wird.

Das cholerische Temperament des Warmblütigen.

Man sagt von ihm: er ist hitzig; brennt schnell auf, wie Strohfeuer; läßt sich durch Nachgeben des Andern bald besänftigen, zürnt alsdann, ohne zu hassen, und liebt wohl gar den noch desto mehr, der ihm bald nachgegeben hat. Seine Thätigkeit ist rasch, aber nicht anhaltend. Er ist geschäftig, aber unterzieht sich selbst ungern den Geschäften, eben darum, weil er es nicht anhaltend ist, und macht also gern den bloßen Befehlshaber, der sie leitet, aber selbst nicht ausführen will. Daher ist seine herrschende Leidenschaft Ehrbegierde; er hat gern mit öffentlichen Geschäften zu thun, und will laut gepriesen seyn. Er liebt daher den Schein und den Pomp der Formalitäten; nimmt gern in Schutz, und ist dem Scheine nach großmüthig, aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz, denn er liebt mehr sich selbst.

Er hält auf Ordnung, und scheint deshalb klüger, als er ist. Er ist habsüchtig, um nicht filzig zu seyn; er ist höflich, aber mit Ceremonie, steif und geschroben im Umgange, und hat gern irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt seines Witzes ist, leidet mehr Kränkung durch den Widerstand Anderer gegen seine stolzen Anmaßungen, als je der Geitzige durch seine habsüchtigen, weil ein bischen caustischen Witzes ihm den Nimbus seiner Wichtigkeit ganz wegbläßt, indessen daß der Geitzige doch durch den Gewinn dafür schadlos gehalten wird. Mit einem Worte, das cholerische Temperament ist unter allen am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich aufruft.

Das phlegmatische Temperament des Kaltblütigen.

Phlegma bedeutet Affectlosigkeit, nicht Trägheit oder Leblosigkeit, und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum so fort nicht einen Phlegmatischen oder Phlegmatiker nennen, und ihn unter diesem Titel in die Classe der Faullenzer setzen.

Phlegma, als Schwäche, ist Hang zur Unthätigkeit, sich selbst durch starke Triebfedern nicht zu Geschäften bewegen zu lassen. Die Unempfindlichkeit dafür ist willkührliche Unnützlichkeit, und die Neigungen gehen nur auf Sättigung und Schlaf.

Phlegma, als Stärke, ist dagegen die Eigenschaft, nicht leicht oder rasch, aber, wenn gleich langsam, doch anhaltend bewegt zu werden. Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, wird langsam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich erst, ob er

nicht zürnen solle, wenn andrerseits der Cholerische rasend werden möchte, daß er den festen Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann.

Mit einer ganz ungewöhnlichen Dosis von Vernunft, aber zugleich diesem Phlegma, von der Natur ausgestattet, ohne zu glänzen, und doch von Grundsätzen, nicht vom Instinkt, ausgehend, hat der Kaltblütige nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bey ihm die Stelle der Weisheit, und man nennt ihn, selbst im gemeinen Leben, oft den Philosophen. Durch dieses ist er Andern überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennet ihn auch oft durchtrieben, denn alle auf ihn losgeschnellten Ballisten und Catapulten prallen von ihm, als einem Wollsack, ab. Er ist ein verträglicher Ehemann, und weiß sich die Herrschaft über Alle zu verschaffen, indessen er allen zu Willen zu seyn scheint, weil er durch seinen unbiegsamen aber überlegten Willen den ihrigen zu dem seinigen umzustimmen versteht,

wie

wie Körper, welche mit kleiner Masse und großer Geschwindigkeit den Stoß ausüben, den Gegenstand durchbohren, mit weniger Geschwindigkeit aber und größerer Masse das ihnen entgegen stehende Hinderniß mit sich fortführen, ohne es zu zertrümmern.

VI.

Characteristik.

Character der Französischen Nation.

Die französische Nation characterisirt sich unter allen andern durch den Conversationsgeschmack, in Ansehung dessen sie das Muster aller übrigen ist. Sie ist höflich, vornehmlich gegen den Fremden, der sie besucht, wenn es gleich jetzt außer der Mode ist, höfisch zu seyn. Der Franzose ist es nicht aus Interesse, sondern aus unmittelbarem Geschmacksbedürfniß, sich mitzutheilen. Da dieser Geschmack vorzüglich den Umgang mit der weiblichen großen Welt angeht, so ist die Damensprache zur allgemeinen Sprache der letztern geworden, und es ist überhaupt nicht zu streiten, daß eine Neigung solcher Art auch

auch auf Willfährigkeit in Dienstleistungen, hülfreiches Wohlwollen, und allmählig auf allgemeine Menschenliebe nach Grundsätzen Einfluß haben, und ein solches Volk im Ganzen liebenswürdig machen müsse.

Die Kehrseite der Münze ist die, nicht genugsam durch überlegte Grundsätze gezügelte, Lebhaftigkeit, und bey hellsehender Vernunft, ein Leichtsinn, gewisse Formen, bloß weil sie alt, oder auch nur übermäßig gepriesen werden, wenn man sich gleich dabey wohl befunden hat, nicht lange bestehen zu lassen, und ein ansteckender Freyheitsgeist, der auch wohl die Vernunft selbst in sein Spiel zieht, und in Beziehung des Volks auf den Staat, einen alles erschütternden Enthusiasmus bewirkt, der noch über das Aeußerste hinaus geht. Die Eigenheiten dieses Volks, in schwarzer Kunst, doch nach dem Leben gezeichnet, lassen sich ohne weitere Beschreibung, nur durch unzusammenhängend hingeworfene Bruchstücke, als Materialien zur Characteristik, leicht in ein Ganzes vorstellig machen.

Die Wörter: Esprit, statt bon sens, frivolité, galanterie, petit maitre, coquette, etourderie, point d' honneur, bon ton, bureau d' esprit, bon mot, lettre de cachet, und dergleichen mehr, lassen sich nicht leicht in andere Sprachen übersetzen, weil sie mehr die Eigenthümlichkeit der Sinnesart der Nation, die sie spricht, als den Gegenstand bezeichnen, der dem Denkenden vorschwebt.

Character der Englischen Nation.

Der alte Stamm der Britten, eines Celtischen Volks, scheint ein Schlag tüchtiger Menschen gewesen zu seyn. Allein die Einwanderungen der Deutschen und des französischen Völkerstammes haben, wie es ihre vermischte Sprache beweist, die Originalität dieses Volkes verlöscht, und da die insularische Lage seines Bodens, die es wider äußere Angriffe ziemlich sichert, und vielmehr selbst Angreifer zu werden einladet,

det, dasselbe zu einem mächtigen Seehandlungsvolk machte, so hat es einen Character, den es sich selbst anschafte, wenn es gleich von Natur eigentlich keinen hat. Der Character des Engländers dürfte mithin wohl nichts anders bedeuten, als den durch frühe Lehre und Beyspiel erlernten Grundsatz, er müsse sich einen solchen machen, das heißt, einen zu haben affectiren; indem ein steifer Sinn auf einem freywillig angenommenen Princip zu beharren, und von einer gewissen Regel (gleich gut, welcher) nicht abzuweichen, einem Manne die Wichtigkeit giebt, daß man sicher weiß, wessen man sich von Ihm, und Er sich von Andern, zu gewärtigen hat.

Daß dieser Character dem des französischen Volks mehr, als irgend einem andern gerade entgegen gesetzt ist, erhellet daraus, weil er auf alle Liebenswürdigkeit im Umgange mit Andern, ja sogar unter sich selbst, Verzicht thut, und bloß auf Achtung Anspruch macht, übrigens jeder bloß nach seinem

nem Kopfe leben will. Für seine Landsgenossen errichtet der Engländer große, und allen andern Völkern unerhörte, Stiftungen. Der Fremde aber, der durchs Schicksal auf jenes seinen Boden verschlagen und in große Noth gerathen ist, kann immer auf dem Misthaufen umkommen, weil er kein Engländer, das heißt, kein Mensch ist.

Aber auch in seinem eigenen Vaterlande isolirt sich der Engländer, wo er für sein Geld speist. Er will lieber in einem besondern Zimmer allein, als an der Wirthstafel für dasselbe Geld speisen, weil bey der letztern doch etwas Höflichkeit erfordert wird, und in der Fremde, z. B. in Frankreich, dahin die Engländer nur reisen, um, wie D. Sharp, alle Wege und Wirthshäuser für abscheulich auszuschreyn, sammeln sie sich in diesen, um bloß unter sich Gesellschaft zu halten.

Sonderbar ist es doch, daß da der Franzose die englische Nation gemeiniglich liebt, und mit Achtung lobpreißt, dennoch der Engländer, der nicht aus seinem Lande gekommen ist, jenen im allgemeinen haßt und ver-

verachtet, woran wohl nicht die Rivalität der Nachbarschaft (denn da sieht sich England dem letztern ohne allen Streit überlegen), sondern der Handelsgeist überhaupt Schuld ist, der, in der Voraussetzung den vornehmsten Stand auszumachen, unter Kaufleuten desselben Volks sehr ungesellig ist. Da beyde Völker einander in Ansehung der beyderseitigen Küsten nahe, und nur durch einen Canal von einander getrennt sind, so bewirkt die Rivalität derselben unter einander doch einen auf verschiedene Art modificirten politischen Character in ihrer Befehdung, nehmlich Besorgniß auf der einen, und Haß auf der andern Seite, welche zwey Arten ihrer Unvereinbarkeit sind, wovon jene die Selbsterhaltung, diese die Beherrschung, im entgegengesetzten Falle aber die Vernichtung der Andern zur Absicht hat.

Cha-

Character der Spanischen Nation.

Der aus der Mischung des Europäischen mit Afrikanischem Blute entsprungene Spanier zeigt in seinem öffentlichen und Privatbetragen eine gewisse Feyerlichkeit, und selbst der Bauer gegen Obere, denen er auch auf gesetzliche Art gehorsam ist, ein Bewußtseyn seiner Würde. Die spanische Grandezza, und die, selbst in ihrer Conversationssprache befindliche Grandiloquenz, zeigen auf einen edeln Nationalstolz. Daher ist ihm der französische vertrauliche Muthwille ganz zuwider. Er ist mäßig, den Gesetzen, vornehmlich denen seiner alten Religion, herzlich ergeben. Diese Gravität hindert ihn auch nicht, sich an Tagen der Ergötzlichkeit zu vergnügen, und wenn an einem Sommerabende der Fandango gefiedelt wird, fehlt es nicht an jetzt müßigen Arbeitsleuten, die zu dieser Musik auf den Straßen tanzen. Das ist seine gute Seite.

Die

Die schlechtere ist: er lernt nicht von Fremden; reiset nicht, um andere Völker kennen zu lernen; bleibt in Wissenschaften wohl Jahrhunderte zurück; schwierig gegen alle Reform, ist er stolz darauf, nicht arbeiten zu dürfen, von romantischer Stimmung des Geistes, wie das Stiergefecht, grausam, wie das ehemalige Auto da Fe beweiset, und zeigt in seinem Geschmack zum Theil außereuropäische Abstammung.

Character der Italiänischen Nation.

Der Italiäner vereiniget die französische Lebhaftigkeit und den Frohsinn mit spanischem Ernst und Festigkeit, und sein ästhetischer Character ist ein mit Affect verbundener Geschmack, so wie die Aussicht von seinen Alpen in die reizenden Thäler einerseits Stoff zum Muth, anderseits zum ruhigen Genuß darbietet. Das Temperament hierin ist eine Stimmung der Sinnlichkeit zum Gefühl des Erhabenen, so fern es zu-

gleich mit dem des Schönen vereinbar ist. In seinen Mienen äußert sich ein starkes Spiel seiner Empfindungen, und sein Gesicht ist ausdrucksvoll. Das Plädiren ihrer Advocaten vor den Schranken ist so affectvoll, daß es einer Declamation auf der Schaubühne ähnlich sieht.

So wie der Franzose im Conversationsgeschmacke vorzüglich ist, so ist es der Italiäner im Kunstgeschmacke. Der erstere liebt mehr die Privatbelustigungen, der andere öffentliche, als pompöse Aufzüge, Prozessionen, große Schauspiele, Carnevals, Masqueraden, Pracht an öffentlichen Gebäuden, Gemählde mit dem Pinsel, oder in musivischer Arbeit gezeichnet, römische Alterthümer im großen Styl, um zu sehen und in großer Gesellschaft gesehen zu werden. Dabey aber auch, um doch den Eigennutz nicht zu vergessen, Erfindung der Wechsel, der Banken und der Lotterie. Das ist seine gute Seite, so wie die Freyheit, welche die Gondalieri und Lazzaroni sich gegen Vornehme nehmen dürfen.

Die

Die schlechtere ist, sie conversiren, wie Rousseau sagt, in Prachtsälen, und schlafen in Ratzennestern. Ihre Conversazioni sind einer Börse ähnlich, wo die Dame des Hauses einer großen Gesellschaft etwas zu kosten reichen läßt, um im Herumwandeln sich einander die Neuigkeiten des Tages mitzutheilen, ohne daß dazu eben Freundschaft nöthig wäre. Die schlimme aber: das Messerziehen, die Banditen, die Zuflucht der Meuchelmörder in geheiligte Freystätte, das vernachläßigte Amt der Sbirren, und dergleichen, welche aber doch nicht sowohl dem Römer, als vielmehr seiner zweyköpfigen Regierungsart zugeschrieben wird. Dieses sind aber Beschuldigungen, die ich keinesweges verantworten mag, und mit denen sich gewöhnlich Engländer herum tragen, denen keine andere Verfassung gefallen will, als die ihrige.

Character der Deutschen Nation.

Die Deutschen stehen im Rufe eines guten Characters, nehmlich dem der Ehrlichkeit und Häuslichkeit; Eigenschaften, die eben nicht zum Glänzen geeignet sind. Der Deutsche fügt sich, unter allen civilisirten Völkern, am leichtesten und dauerhaftesten der Regierung, unter der er ist, und ist am meisten von Neuerungssucht und Widersetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt. Sein Character ist, mit Verstand verbundenes Phlegma. Er ist dabey doch der Mann von allen Ländern und Climaten, wandert leicht aus, und ist an sein Vaterland nicht leidenschaftlich gefesselt. Wo er aber in fremde Länder als Colonist hinkommt, da schließt er bald mit seinen Landsgenossen eine Art von bürgerlichem Verein, der durch Einheit der Sprache, zum Theil auch der Religion, ihn zu einem Völkchen ansiedelt, welches unter der höhern Obrigkeit in einer ruhigen, sittlichen Verfassung durch Fleiß, Reinlichkeit und Sparsamkeit vor den Ansitzungen anderer

derer Völker sich vorzüglich auszeichnet. So lautet das Lob, welches selbst Engländer den Deutschen in Nordamerika geben.

Da Phlegma, im guten Sinne genommen, das Temperament der kalten Ueberlegung und der Ausdaurung in Verfolgung seines Zwecks, imgleichen des Aushaltens der damit verbundenen Beschwerlichkeiten ist, so kann man von dem Talente seines richtigen Verstandes und seiner tief nachdenkenden Vernunft so viel, als von jedem andern der größten Cultur fähigen Volke erwarten; das Fach des Witzes und des Künstlergeschmacks ausgenommen, als worin er es vielleicht den Franzosen, Engländern und Italiänern nicht gleich thun möchte. Der Deutsche zeichnet sich in dem aus, was durch anhaltenden Fleiß auszurichten ist, und wozu eben nicht Genie erfordert wird, welches letztere auch bey weitem nicht von der Nützlichkeit ist, als der mit gesundem Verstandestalent verbundene Fleiß des Deutschen.

Sein Character im Umgange ist Bescheidenheit. Er lernt mehr, wie jedes andere Volk, fremde Sprachen, ist, wie Robertson sich ausdrückt, Großhändler in der Gelehrsamkeit, und kommt im Felde der Wissenschaften zuerst auf manche Spuren, die nachher von Andern mit Geräusch benutzt werden. Er hat keinen Nationalstolz, und hängt, gleich als Cosmopolit, nicht an seiner Heymath. In dieser aber ist er gastfreyer gegen Fremde, als irgend eine andere Nation, wie Boswell gesteht. Er disciplinirt seine Kinder mit Strenge zur Sittsamkeit, wie er denn auch seinem Hange zur Ordnung und Regel gemäß, sich eher despotisiren, als sich auf Neuerungen (zumahl eigenmächtige Reformen in der Regierung) einlassen wird. Das ist seine gute Seite.

Seine unvortheilhafte Seite ist sein Hang zum Nachahmen, und die geringe Meinung von sich, Original seyn zu können, was gerade das Gegentheil des trotzigen Engländers ist. Vornehmlich aber eine gewisse Methodensucht, sich mit den

den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Princip der Annäherung zur Gleichheit, sondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich classificiren zu lassen, und in diesem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel vom Edlen- und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl- auch Hochgebohren, unerschöpflich, und so aus bloßer Pedanterey knechtisch zu seyn, welches alles freylich wohl der Form der Reichsverfassung Deutschlands zugerechnet werden mag. Dabey läßt sich aber die Bemerkung nicht bergen, daß doch das Entstehen dieser pedantischen Form selbst aus dem Geiste der Nation, und dem natürlichen Hange des Deutschen, hervor gehe, nehmlich zwischen dem, der herrschen, bis zu dem, der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher kein Gewerbe, dabey aber auch keinen Titel hat, wie es heißt, Nichts ist, welches denn dem Staate, der diesen ertheilt, freylich was einbringt, aber auch bey Unterthanen

Ansprüche einer des andern Wichtigkeit in der Meinung zu begrenzen erregt, welche andern Völkern lächerlich vorkommen muß. Und um ein Ganzes unter einen Begriff zu fassen, so verräth diese Peinlichkeit und das Bedürfniß der methodischen Eintheilung in der That die Beschränkung des angebohrnen Talentes.

VII.

VII.

Bemerkungen.

Eine gute Mahlzeit in guter Gesellschaft.

Die Denkungsart der Vereinigung des Wohllebens mit der Tugend im Umgange ist die Humanität. Das Wohlleben, welches mit der Humanität noch am besten zusammen zu stimmen scheint, ist eine gute Mahlzeit in guter, und wenn es seyn kann, abwechselnder, Gesellschaft, von der Chesterfield sagt, daß sie nicht unter der Zahl der Grazien, und auch nicht über die der Musen seyn müsse.

Wenn ich eine Tischgesellschaft aus lauter Männern von Geschmack nehme, so wie sie nicht bloß gemeinschaftlich eine Mahlzeit, son-

sondern einander selbst zu genießen, die Absicht haben, (da denn ihre Zahl nicht viel über die der Grazien betragen kann,) so muß diese kleine Tischgesellschaft nicht so wohl die leibliche Befriedigung, die ein jeder auch für sich allein haben kann, sondern das gesellige Vergnügen zur Absicht haben, wo dann jene Zahl eben hinreichend ist, um die Unterredung nicht stocken, oder auch, in abgesonderten kleinen Gesellschaften mit dem nächsten Beysitzer sich theilen zu lassen, befürchtet werden darf. Das letztere ist gar kein Conversationsgeschmack, dieser muß immer Cultur bey sich führen. Die so genannten festlichen Tractamente, Gelage und Abfütterungen sind ganz geschmacklos.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß in allen Tischgesellschaften, selbst denen an einer Wirthstafel, das, was daselbst von einem indiscreten Tischgenossen zum Nachtheil eines Abwesenden öffentlich gesprochen wird, dennoch nicht zum Gebrauch außer dieser Gesellschaft gehöre, und nachgeplaudert werden dürfe.

Denn ein jedes Symposium hat, auch ohne einen besonders dazu getroffenen Vertrag, eine gewisse Heiligkeit und Pflicht zur Verschwiegenheit bey sich, in Ansehung dessen, was dem Mitgenossen der Tischgesellschaft nachher außer derselben Ungelegenheit verursachen könnte, weil, ohne dieses Vertrauen, das der moralischen Cultur selbst so zuträgliche Vergnügen in Gesellschaft vernichtet werden würde. Daher würde ich, wenn von meinem besten Freunde in einer öffentlichen Gesellschaft etwas Nachtheiliges gesprochen würde, ihn zwar vertheidigen, und allenfalls auf meine eigene Gefahr mit Härtigkeit und Bitterkeit des Ausdrucks mich seiner annehmen, mich aber nicht zum Werkzeuge brauchen lassen, diese üble Nachrede zu verbreiten, und an den Mann zu tragen, den sie angeht.

Es ist hier etwas Aehnliches im Vertrauen zwischen Menschen, die mit einander an einem Tische speisen, und den alten Gebräuchen, z. B. des Arabers, bey dem der Fremde, sobald er jenem nur irgend einen Genuß, etwa einen Trunk Wasser in seinem

Zelte hat ablocken können, nun auch auf seine Sicherheit rechnen kann; oder wenn der russischen Kayserin von den aus Moskau ihr entgegen kommenden Deputirten Salz und Brod gereicht wurde, sie sich auch durch den Genuß desselben und durchs Gastrecht vor aller Nachstellung gesichert halten konnte. Das Zusammenspeisen an einem Tische wird aber als die Förmlichkeit eines solchen Vertrages der Sicherheit angesehen.

Allein zu essen, ist für einen philosophirenden Gelehrten ungesund; eine erschöpfende Arbeit, nicht belebendes Spiel der Gedanken. Der Mensch, der im Denken während der Mahlzeit an sich selbst zehrt, verliehrt allmählig, wie er dagegen gewinnt, wenn ein Tischgenosse ihm durch seine abwechselnden Einfälle neuen Stoff zur Belebung darbietet, welchen er nicht selbst hat ausspüren dürfen.

Bey einer vollen Tafel, wo die Menge der Gerichte nur auf das lange Zusammenhalten der Gäste abgezweckt ist, geht die Unterredung gewöhnlich durch drey

Stufen:

Stufen: Erzählen, Räsoniren und Scherzen. Man erzählt die Neuigkeiten des Tages, zuerst einheimische, dann auch auswärtige, durch Privatbriefe und Zeitungen eingelaufene.

Wenn dieser erste Appetit befriedigt ist, dann kommt es an das Räsoniren, und nun wird die Gesellschaft schon lebhafter. Denn weil beym Vernünfteln über einen und denselben auf die Bahn gebrachten Gegenstand die Verschiedenheit der Beurtheilung schwerlich zu vermeiden ist, und jeder doch von der seinigen eben nicht die geringste Meinung hat, so erhebt sich ein Streit, der den Appetit für Schüssel und Bouteille rege, und nach dem Maße der Lebhaftigkeit des Streits, und der Theilnahme an derselben, auch gedeihlich macht.

Weil aber das Vernünfteln immer eine Art von Arbeit und Kraftanstrengung ist, diese aber durch einen reichlichen Genuß der Speisen endlich beschwerlich wird, so fällt nun die Unterredung natürlicher Weise auf das bloße Spiel des Witzes, zum Theil

auch,

auch, den anwesenden Frauen zu gefallen. Bey diesen thun die kleinen muthwilligen, aber nicht beschämenden, Angriffe auf ihr Geschlecht die Wirkung, sich in ihrem Witze selbst vortheilhaft zu zeigen. Und so endigt die Mahlzeit mit Lachen, welches, wenn es laut und gutmüthig ist, die Natur durch Bewegung des Zwerchfells und der Eingeweide ganz eigentlich für den Magen zur Verdauung und zum körperlichen Wohlbefinden bestimmt hat. Eine Tafelmusik in einem festlichen Schmause großer Herrn, ist das geschmackloseste Unding, welches die Schwelgerey nur immer ausgesonnen haben mag.

Die Regeln eines geschmackvollen Gastmahls sind: Erstlich, die Wahl eines Stoffes zur Unterredung, der Alle interessirt, und immer jemanden Anlaß giebt, etwas schicklich hinzu zu setzen. Zweytens, keine tödtliche Stille, sondern nur augenblickliche Pausen in der Unterredung entstehen zu lassen.

Drittens, den Gegenstand nicht ohne Noth zu verändern, und von einer Materie zu einer andern abzuspringen, weil das Gemüth am Ende des Gastmahls, wie am Ende eines Drama, sich unvermeidlich mit der Rückerinnerung der mancherley Acte des Gesprächs beschäftiget, wo denn dasselbe, wenn es keinen Faden des Zusammenhangs heraus finden kann, sich verwirrt fühlt, und in der Cultur nicht fortgeschritten, sondern eher rückgängig geworden zu seyn, mit Unwillen inne wird. Man muß einen Gegenstand, der unterhaltend ist, beynahe erschöpfen, ehe man zu einem andern übergeht, und beym Stocken des Gesprächs etwas Andres damit Verwandtes, zum Versuch, in die Gesellschaft unvermerkt zu spielen verstehen. Ein einziger in der Gesellschaft kann unbemerkt und unbeneidet diese Leitung der Gespräche übernehmen.

Viertens, keine Rechthaberey, weder für sich noch für die Mitgenossen der Gesellschaft entstehen oder dauern zu lassen, sondern da diese Unterhaltung nur Spiel, kein Geschäft seyn soll, jene Ernsthaftig-

keit

keit durch einen geschickt angebrachten Scherz abwenden. Fünftens, in dem ernstlichen Streite, der nicht immer zu vermeiden ist, sich selbst und seinen Affect sorgfältig so in Disciplin zu erhalten, daß wechselseitige Achtung und Wohlwollen immer hervor leuchte, welches mehr auf den Ton, der nicht schreyhälsig oder arrogant seyn muß, als auf den Inhalt des Gesprächs ankommt, damit keiner der Mitgäste mit dem Andern entzweyt aus der Gesellschaft in die Häuslichkeit zurück kehre.

So unbedeutend diese Gesetze der verfeinerten Menschheit auch scheinen mögen, vornehmlich wenn man sie mit dem rein moralischen vergleicht, so ist doch Alles, was Geselligkeit befördert, wenn es auch nur in gefallenden Maximen oder Manieren bestände, ein die Tugend vortheilhaft kleidendes Gewand, welches der letztern auch in ernsthafter Rücksicht empfehlend ist.

Spiel.

S p i e l.

Musik, Tanz und Spiel machen eine sprachlose Gesellschaft aus. Das Spiel, welches nur zur Ausfüllung des Leeren der Conversation nach der Tafel vorgegeben wird, ist doch gemeiniglich als Erwerbmittel errichtet. Die Affecten werden dabey stark bewegt, und so lange das Spiel dauert, wird ein völliger Egoismus und eine gewisse Convention des Eigennutzes, einander mit der größten Höflichkeit zu plündern, zum Grundsatze gelegt, den keiner verleugnet. Die Vereinigung des geselligen Wohllebens mit der Tugend, und hiemit die wahre Humanität, dürfte sich von dieser Conversation, bey aller Cultur, die sie in feinen Manieren bewirken mag, schwerlich eine ächte und wahre Beförderung versprechen.

Trinken und Berauschen.

Die Unenthaltsamkeit im gesellschaftlichen Trinken, die bis zur Benebelung der Sinne geht, ist allerdings eine Unart des Mannes, nicht bloß in Ansehung der Gesellschaft, mit der man sich unterhält, sondern auch in Absicht auf die Selbstschätzung, wenn er aus ihr taumelnd, wenigstens nicht sichern Trittes, oder bloß lallend, heraus geht. Aber es läßt sich auch vieles zur Milderung des Urtheils über ein solches Versehn anführen, da die Grenzlinie des Selbstbesitzes so leicht übersehen und überschritten werden kann. Der Wirth will doch, daß der Gast durch diesen Act der Geselligkeit völlig befriedigt heraus gehe.

Die Sorgenfreyheit, und mit ihr auch wohl die Unbehutsamkeit, welche der Rausch bewirkt, ist ein täuschendes Gefühl vermehrter Lebenskraft. Der Berauschte fühlt nicht die Hindernisse des Lebens, mit deren Ueberwältigung die Natur unablässig zu thun hat, und ist glück-

lich

lich in seiner Schwäche, indem die Natur wirklich in ihm bestrebt ist, durch allmählige Steigerung seiner Kräfte sein Leben stufenweise wieder herzustellen.

Weiber, Geistliche und Juden betrinken sich gewöhnlich nicht, wenigstens vermeiden sie sorgfältig allen Schein davon, weil sie bürgerlich schwach sind, und Zurückhaltung nöthig haben, wozu durchaus Nüchternheit erfordert wird. Denn ihr äußerer Werth beruht bloß auf dem Glauben Anderer an ihre Keuschheit, Frömmigkeit und separatistische Gesetzlichkeit. Denn was das letztere betrifft, so sind alle Separatisten, als Sonderlinge, und vorgeblich Auserlesene, der Aufmerksamkeit des Gemeinwesens, und der Schärfe der Critik vorzüglich ausgesetzt, können also auch in der Aufmerksamkeit auf sich selbst nicht nachlassen, weil der Rausch, der diese Behutsamkeit wegnimmt, für sie ein Scandal ist.

Der Trunk lößt die Zunge. Er öffnet aber auch das Herz, und ist ein materiales Vehikel einer moralischen Eigenschaft, nehmlich der Offenherzigkeit. Das Zurückhalten

mit seinen Gedanken ist für ein lauteres Herz ein beklemmender Zustand, und lustige Trinker dulden es auch nicht leicht, daß jemand bey einem Gelage sehr mäßig sey, weil er einen Aufmerker vorstellt, der auf die Fehler der Andern Acht hat, mit seinen eigenen aber zurück hält. Auch sagt Hume: unangenehm ist der Gesellschafter, der nicht vergißt; die Thorheiten des einen Tages müssen vergessen werden, um denen des andern Platz zu machen.

Sterben.

Das Sterben kann kein Mensch an sich selbst erfahren, sondern nur an andern wahrnehmen. Ob es schmerzhaft sey, ist aus dem Röcheln, oder den Zuckungen des Sterbenden nicht zu beurtheilen; vielmehr scheint es bloß eine mechanische Reaction der Lebenskraft, und vielleicht eine sanfte Empfindung des allmähligen Freywerdens von allem Schmerz, zu seyn.

Die

Die allen Menschen, selbst den Unglücklichsten oder auch den Weisesten, natürliche Furcht vor dem Tode, ist also nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie Montaigne richtig sagt, vor dem Gedanken, gestorben zu seyn, den der Candidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er das Cadaver, was nicht mehr Er selbst ist, doch als sich selbst im düstern Grabe, oder irgend sonst wo denkt. Die Täuschung ist hier nicht zu heben, denn sie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von sich selbst.

Traum.

Das Träumen scheint zum Schlafen so nothwendig zu gehören, daß Schlafen und Sterben einerley seyn würde, wenn der Traum nicht als eine natürliche, ob zwar unwillkührliche Agitation der innern Lebensorgane durch die Einbildungskraft hinzukäme.

käme. So erinnere ich mich sehr wohl, wie ich als Knabe, wenn ich mich, durch Spiele ermüdet, zum Schlafe hinlegte, im Augenblicke des Einschlafens durch einen Traum, als ob ich ins Wasser gefallen wäre, und dem Versinken nahe, im Kreise herum gedreht würde, schnell erwachte, um aber bald wieder ruhiger einzuschlafen; vermuthlich weil die Thätigkeit der Brustmuskeln im Athemholen, welches von der Willkühr gänzlich abhängt, nachläßt, und so mit der Ausbleibung des Athemholens die Bewegung des Herzens gehemmt, dadurch aber die Einbildungskraft des Traums wieder ins Spiel versetzt werden muß.

Dahin gehört auch die wohlthätige Wirkung des Traums beym sogenannten Alpdrücken. Denn ohne diese fürchterliche Einbildung von einem uns drückenden Gespenst, und der Anstrengung aller Muskelkraft, sich in eine andere Lage zu bringen, würde der Stillstand des Bluts dem Leben geschwind ein Ende machen. Eben darum scheint die Natur es so eingerichtet zu haben, daß bey weiten die mehrsten Träume Beschwer-

schwerlichkeiten und gefahrvolle Umstände enthalten, weil dergleichen Vorstellungen die Kräfte der Seele mehr aufreitzen, als wenn alles nach Wunsch und Willen geht. Man träumt oft, sich nicht auf seine Füße erheben zu können, oder sich zu verirren, in einer Predigt stecken zu bleiben, oder aus Vergessenheit statt der Perücke in großer Versammlung eine Nachtmütze auf dem Kopfe zu haben, oder als wenn man in der Luft nach Belieben hin und her schweben könne, oder im fröhlichen Lachen, ohne zu wissen warum, aufwachte.

Wie es zugehe, daß wir oft im Traume in die längst vergangene Zeit versetzt werden, mit längst Verstorbenen sprechen, dieses selbst für einen Traum zu halten versucht werden, aber doch diese Einbildung für Wirklichkeit zu halten uns genöthiget sehen, wird wohl immer unerklärt bleiben. Man kann aber wohl für sicher annehmen, daß kein Schlaf ohne Traum seyn könne, und wer nicht geträumt zu haben wähnt, seinen Traum nur vergessen habe.

Das Urtheil jenes griechischen Kaysers, der einen Menschen, welcher seinen Traum, er habe den Kayser umgebracht, seinen Freunden erzählte, zum Tode verurtheilte, unter dem Vorwande, es würde ihm nicht geträumt haben, wenn er nicht im Wachen damit umgegangen wäre, ist der Erfahrung zuwider, und grausam. Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; schlafen wir aber, so hat ein jeder seine eigene.

Leicht und schwer.

Leicht ist einem Menschen dasjenige, wozu ein großer Ueberschuß seines Vermögens über die zu einer That erforderliche Kraftanwendung in ihm anzutreffen ist. Was ist leichter, als die Förmlichkeiten der Visiten, Gratulationen, und Condolenzen zu begehen? Was ist aber auch einem beschäftigten Manne beschwerlicher? Es sind freundschaftliche Vexationen und Plackereyen, die ein jeder

jeder herzlich wünscht los zu werden, aber doch auch Bedenken trägt, wider den Gebrauch zu verstoßen.

Welche Vexationen giebt es nicht in äußern zur Religion gezählten, eigentlich aber zur kirchlichen Form gezogenen Gebräuchen, wo gerade darin, daß sie zu nichts nutzen, und in der bloßen Unterwerfung der Gläubigen, sich durch Ceremonien, Observanzen, Büßungen und Casteyungen geduldig hudeln zu lassen, das Verdienstliche der Frömmigkeit gesetzt wird. Diese Frohndienste sind zwar, weil keine lasterhafte Neigung dabey aufgeopfert werden darf, mechanisch leicht, aber dem Vernünftigen müssen sie moralisch sehr beschwerlich und lästig fallen.

Wenn daher der große moralische Volkslehrer sagte: „meine Gebote sind nicht schwer," so wollte er dadurch nicht sagen, sie bedürften wenig Kraftaufwand, um sie zu erfüllen. Denn in der That sind sie, als solche, welche reine Herzensgesinnung fordern, das Schwerste unter allem, was geboten wer-

den mag; aber für einen Vernünftigen sind sie doch unendlich leichter, als die Gebote einer geschäftigen Nichtsthuerey. Denn das Mechanischleichte fühlt der vernünftige Mann Centner schwer, wenn er sieht, daß die darauf verwandte Mühe doch zu nichts nützt.

Schädlichkeit der übertriebenen Lobeserhebungen.

Wenn man das Leben und die Thaten eines dem Talent, Verdienst, oder Range nach großen Mannes liest, oder sich erzählen läßt, so wird man gemeiniglich verleitet, ihm in der Einbildungskraft eine ansehnliche Statur zu geben, und dagegen einem der Beschreibung nach feinen und sanften im Character, eine kleinliche und geschmeidige Bildung beyzulegen. Nicht bloß der Bauer, sondern auch wohl ein mit der Welt genugsam Bekannter, findet sich doch befremdet, wenn ihm der Held, den er sich nach

nach den von ihm erzählten Thaten dachte, als ein kleines Männchen, und umgekehrt der feine und sanfte Hume ihm als ein vierschrötiger Mann vorgewiesen wird.

Daher muß man auch die Erwartung von Etwas nicht hoch spannen, weil die Einbildungskraft natürlicher Weise im Steigern bis zum Aeußersten geneigt ist; denn die Wirklichkeit ist immer beschränkter, als die Idee, die ihrer Ausführung zum Muster dient. Deswegen ist es auch keine gute Manier, von Jemand, den man in eine Gesellschaft zu führen verspricht, übertriebene Lobeserhebungen zu machen. Denn dieser kann nun in der Beurtheilung der Gesellschaft nicht anders, als sinken, und öfters wird auch dieser boshafte Streich absichtlich dazu gebraucht, um Jemand lächerlich zu machen.

Täu-

Täuschung der Einbildungskraft.

Die Täuschung durch die Stärke der Einbildungskraft des Menschen geht oft so weit, daß er dasjenige, was er nur im Kopfe hat, außer sich zu sehen und zu fühlen glaubt. Daher der Schwindel, der den, welcher in einen Abgrund sieht, befällt, ob er gleich eine genugsam breite Fläche um sich hat, um nicht zu fallen, oder gar an einem festen Geländer steht.

Wenn man zuvor gehört hat, daß dieser oder jener ein böser Mensch ist, so glaubt man ihm die Tücke im Gesichte lesen zu können, und Dichtung mischt sich hier, vornehmlich wenn Affect und Leidenschaft hinzu kommen, mit der Erfahrung zu Einer Empfindung. Nach Helvetius sah eine Dame durch ein Telescop im Monde die Schatten zweyer Verliebten; der Pfarr aber, der nachher dadurch beobachtete, sagte: nicht doch Madam, es sind zwey Glockenthürme an einer Hauptkirche.

K l ů g e l n.

Klůgeln heißt nicht, Verstand haben, und, wie Christina von Schweden, Maximen zur Schau aufstellen, gegen welche doch ihre That im Widerspruch ist, heißt nicht vernůnftig seyn. Es ist hiemit, wie mit der Antwort des Grafen Rochester, die er dem englischen Kŏnige Carl dem Zweyten gab, bewandt, als dieser ihn in einer tiefnachdenkenden Stellung antraf, und fragte: Was sinnet ihr nun so tief nach? Antwort: „Ich mache Ew. Majeståt die Grabschrift.“ Wie lautet sie? „Hier ruht Kŏnig Carl der Zweyte, welcher in seinem Leben viel Kluges gesagt, und nie was Kluges gethan hat.“

Stekkenpferd.

Die gelindeste unter allen Abschweifungen über die Grenzlinie des gesunden Verstandes ist das Stekkenpferd; eine Liebhaberey sich mit Gegenständen der Einbildungskraft, mit denen der Verstand bloß zur Unterhaltung spielt, als mit einem Geschäfte geflissentlich zu befassen, gleichsam ein beschäftigter Müssiggang. Für alte, sich in Ruhe setzende und bemittelte Leute ist diese, gleichsam in die sorglose Kindheit sich wieder zurückziehende, Gemüthslage nicht allein als eine die Lebenskraft immer rege erhaltende Agitation der Gesundheit zuträglich, sondern auch liebenswürdig, dabey aber auch belachenswerth, doch so, daß der Belachte gutmüthig mit lachen kann.

Aber auch bey Jüngern und Beschäftigten dient diese Reiterey zur Erholung, und die kleine Thorheit verdient wohl Sternes Zurechtweisung der Klüglinge: „Laß doch einen jeden auf seinem Steckenpferde die Stra-

Straßen der Stadt auf und nieder reiten, wenn er dich nur nicht nöthiget, hinten aufzusitzen."

Dunkle Vorstellungen.

Wir spielen oft mit dunkeln Vorstellungen, und haben ein Interesse daran, beliebte oder unbeliebte Gegenstände vor der Einbildungskraft in Schatten zu stellen. So ist es mit der Geschlechtsliebe bewandt, so fern sie eigentlich nicht das Wohlwollen, sondern vielmehr den Genuß ihres Gegenstandes beabsichtiget. Wie viel Witz ist nicht von jeher verschwendet worden, einen dünnen Flor über das zu werfen, was zwar beliebt ist, aber doch den Menschen mit der gemeinen Thiergattung in so naher Verwandtschaft sehen läßt, daß die Schamhaftigkeit dadurch aufgeopfert wird, und die Ausdrücke in feiner Gesellschaft nicht unverblümt, aber doch zum Belächeln durchscheinend genug hervor treten dürfen.

Oft

Oft genug sind wir aber auch selbst ein Spiel dunkler Vorstellungen, welche nicht verschwinden wollen, wenn sie gleich der Verstand beleuchtet. Sich das Grab in seinem Garten, oder unter einem schattigten Baume, im Felde oder im trockenen Boden, zu bestellen, ist oft eine wichtige Angelegenheit für einen Sterbenden, ob er gleich im ersten Falle nicht eine schöne Aussicht zu hoffen, im letztern aber von der Feuchtigkeit den Schnupfen zu besorgen keine Ursache hat.

Daß das Kleid den Mann macht, gilt in gewisser Maße auch für den Verständigen. Das russische Sprichwort sagt zwar: „man empfängt den Gast nach seinem Kleide, und begleitet ihn nach seinem Verstande;" aber der Verstand kann doch den Eindruck dunkler Vorstellungen von einer gewissen Wichtigkeit, den eine wohlgekleidete Person macht, nicht verhüten, sondern allenfalls nur das vorläufig über sie gefällte Urtheil hinten nach zu berichtigen den Vorsatz haben.

Oft

Oft wird selbst eine studirte Dunkelheit mit gewünschtem Erfolge gebraucht, um Tiefsinn und Gründlichkeit vorzuspiegeln, wie etwa in der Dämmerung oder durch einen Nebel gesehene Gegenstände immer größer gesehen werden, als sie sind. Das „machs dunkel“ ist der Wahlspruch aller Mystiker, um durch eine gekünstelte Dunkelheit Schatzgräber der Weisheit anzulocken. Aber überhaupt ist auch ein gewisser Grad des Räthselhaften in einer Schrift dem Leser nicht unwillkommen, weil ihm dadurch seine eigene Scharfsinnigkeit fühlbar wird, das Dunkle in klare Begriffe aufzulösen.

Genie und Geniemänner.

Ob der Welt durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sey, weil sie doch oft neue Wege einschlagen, und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit

ihrem alltäglichen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande, nicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beygetragen haben, indem sie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stifteten, mag hier unerörtert bleiben.

Aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner, oder besser Genieaffen, genannt, hat sich unter jenem Aushängeschilde mit eingedrängt, welcher die Sprache von der Natur außerordentlich begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft mit einem Griffe gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt und kraftvoll zu reichen, vorgiebt. Dieser Schlag ist, wie der der Quacksalber und Marktschreyer, den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweihten, oder Machthaber, vom Weis-

heits-

heitssitze herab, im entscheidenden Tone abspricht, und so die Armseligkeit des Geistes zu verdecken weiß. Was ist hiewider anders zu thun, als zu lachen, und seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen.

Besondere Unglücksquelle.

Viele Menschen sind unglücklich, weil sie nicht abstrahiren können. Der Freyer könnte eine gute Heyrath machen, wenn er nur über eine Warze im Gesichte, oder eine Zahnlükke seiner Geliebten wegsehen könnte. Es ist aber eine besondere Unart unsers Attentionsvermögens, gerade darauf, was fehlerhaft an Andern ist, auch unwillkührlich seine Aufmerksamkeit zu heften; seine Augen auf einen dem Gesichte gerade gegen über am Rock fehlenden Knopf, oder die Zahnlücke, oder einen angewöhnten Sprachfehler, zu

richten, und den Andern dadurch zu verwirren, sich selbst aber auch im Umgange das Spiel zu verderben. Wenn das Hauptsächliche gut ist, so ist es nicht allein billig, sondern auch klüglich gehandelt, über das Ueble an Andern, ja selbst unsers eigenen Glückszustandes, wegzusehen. Aber dieses Vermögen zu abstrahiren ist eine Gemüthsstärke, welche nur durch Uebung erworben werden kann.

Zweck der Weiblichkeiten.

Die Weiblichkeiten heißen Schwächen. Man spaßt darüber; Thoren treiben damit ihren Spott, Vernünftige aber sehen sehr gut, daß sie gerade die Hebzeuge sind, die Männlichkeit, und sie zu jener ihrer Absicht zu gebrauchen.

Man kann aber nur dadurch zur Characteristik des weiblichen Geschlechts gelangen,

daß wir, nicht was wir uns zum Zweck machen, sondern was Zweck der Natur bey Einrichtung der Weiblichkeit war, als Grundsatz brauchen. Die Zwecke der Naturabsicht hängen nicht von unserer Wahl, sondern von einer höhern Absicht mit dem menschlichen Geschlecht, ab. Sie bestehen aber erstlich in der Erhaltung der Art; und zweytens in der Cultur und Verfeinerung der Gesellschaft durch die Weiblichkeit.

Als die Natur dem weiblichen Schooße ihr theuerstes Unterpfand, nehmlich die Art, in der Leibesfrucht anvertraute, durch die sich die Gattung fortpflanzen, und verewigen sollte, so fürchtete sie gleichsam wegen Erhaltung derselben. Deswegen pflanzte sie die Furcht vor körperlichen Verletzungen, und Schüchternheit vor dergleichen Gefahren, in ihre Natur, durch welche Schwäche dieses Geschlecht das männliche rechtmäßig zum Schutze für sich auffordert.

Da sie aber auch die feinern Empfindungen der Cultur, Geselligkeit und Wohlanständigkeit einflößen wollte, machte sie dieses Geschlecht zum Beherrscher des männlichen, durch seine Sittsamkeit, Beredheit in Sprache und Mienen, früh gescheut, mit Ansprüchen auf sanfte höfliche Begegnung des männlichen gegen dasselbe. Das männliche Geschlecht aber ist durch seine eigene Großmuth von einem Kinde unsichtbar gefesselt. Wenn nun gleich das Menschengeschlecht dadurch eben nicht zur Moralität selbst gelangt, so wird es doch zu dem, was ihr Kleid ist, dem gesitteten Anstande, der zu jener die Vorbereitung und Empfehlung ist, hingeleitet.

Einige

Einige Vergleichungen zwischen dem Manne und der Frau.

Der Mann ist leicht zu erforschen, die Frau verräth ihr Geheimniß nicht, obgleich anderer ihres, wegen ihrer Redseligkeit, schlecht bey ihr verwahrt ist. Er liebt den Hausfrieden, und unterwirft sich gern ihrem Regiment, um sich nur in seinen Geschäften nicht gehindert zu sehen. Sie scheut den Hauskrieg nicht, den sie mit der Zunge führt, und zu welchem Behuf ihr die Natur Redseligkeit und affectvolle Beredheit gab, die den Mann entwaffnet. Er fußt sich auf das Recht des Stärkern, im Hause zu befehlen, weil er es gegen äußere Feinde schützen soll; Sie auf das Recht des Schwächern, vom männlichen Theile gegen Männer geschützt zu werden, und macht durch Thränen der Erbitterung den Mann wehrlos, indem sie ihm seine Ungroßmüthigkeit vorrückt. Des Mannes Wirthschaft ist Erwerben, die des Weibes aber Sparen.

Die Frau setzt früh in sich selbst Zuversicht zu gefallen; der Jüngling besorgt immer zu mißfallen, und ist daher in Gesellschaft der Damen verlegen und genirt. Diesen Stolz des Weibes, durch den Respect, den es einflößt, alle Zudringlichkeiten des Mannes abzuhalten, und das Recht, auch ohne Verdienst Achtung vor sich zu fordern, behauptet sie schon aus dem Titel ihres Geschlechts. Das Weib ist weigernd, der Mann bewerbend. Die Natur will, daß das Weib gesucht werde. Daher mußte sie selbst nicht so delicat in der Wahl seyn, als der Mann, den die Natur auch gröber gebaut hat, und der dem Weibe schon gefällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in seiner Gestalt zeigt. Denn wäre sie in Ansehung der Schönheit seiner Gestalt ekel, und fein in der Wahl, um sich verlieben zu können, so müßte Sie sich bewerbend, Er aber sich weigernd zeigen, welches den Werth ihres Geschlechts, selbst in den Augen des Mannes, gänzlich herab setzen würde.

Der Mann beurtheilt weibliche Fehler gelind, die Frau aber öffentlich sehr strenge, und junge Frauen, wenn sie die Wahl hätten,

ten, ob ihr Vergehen von einem männlichen oder weiblichen Gerichtshofe abgeurtheilt werden solle, würden sicher das erste zu ihrem Richter wählen.

Der junge Ehemann herrscht über seine ältere Ehefrau. Dieses gründet sich auf die Eifersucht, nach welcher der Theil, welcher dem andern im Geschlechtsvermögen unterlegen ist, vor Eingriffen des andern Theils in seine Rechte besorgt ist, und sich dadurch zur willfährigen Begegnung und Aufmerksamkeit gegen ihn zu bequemen genöthiget sieht. Daher wird jede erfahrne Ehefrau die Heyrath mit einem jungen Mann, auch nur von gleichem Alter, widerrathen. Denn im Fortgange der Jahre altert doch der weibliche Theil früher, als der männliche. Wenn man aber auch von dieser Ungleichheit absieht, so ist auf die Eintracht, welche sich auf Gleichheit gründet, nicht mit Sicherheit zu rechnen, und ein junges verständiges Weib, wird mit einem gesunden, aber doch merklich ältern Manne das Glück der Ehe doch besser machen.

Gutmüthiges Zutrauen der Frauen zu den Männern.

Die moralischen Eigenschaften an einem, vornehmlich jungen Manne vor der Ehlichung desselben auszuspähen, ist nie die Sache einer Frau. Sie glaubt ihn bessern zu können. Eine vernünftige Frau, sagt sie, kann einen verunarteten Mann schon zurechte bringen, in welchem Urtheile sie sich mehrentheils auf die kläglichste Art betrogen findet.

Dahin gehört auch die Meinung jener Treuherzigen, daß die Ausschweifungen dieses Menschen vor der Ehe übersehn werden könnten, weil er nun an seiner Frau, wenn er sich nur noch nicht erschöpft hat, hinreichend für diesen Instinkt versorgt seyn werde. Die guten Kinder bedenken aber nicht, daß die Lüderlichkeit in diesem Fache gerade im Wechsel des Genusses besteht, und daß ihn das Einerley in der Ehe bald zur vorigen Lebensart zurück führen werde.

Be=

Besondere Ursache von Verziehung der Kinder.

Daß die Väter gemeiniglich ihre Töchter, und die Mütter ihre Söhne verziehen, und unter den letztern der wildeste Junge, wenn er nur kühn ist, gemeiniglich von der Mutter verzogen wird, das scheint seinen Grund in der Aussicht auf die Bedürfnisse beyder Aeltern in ihrem Sterbefall zu haben. Denn wenn dem Manne die Frau stirbt, so hat er doch an seiner ältesten Tochter eine ihn pflegende Stütze; stirbt aber der Frau der Mann, so hat der erwachsene wohlgeartete Sohn die Pflicht auf sich, und auch die natürliche Neigung in sich, seine Mutter zu verehren, zu unterstützen, und ihr das Leben als Wittwe angenehm zu machen.

Diätetik,

oder

die Kunst, den Krankheiten vorzubeugen.

Auf Gemächlichkeit muß die Diätetik nicht berechnet werden, denn diese Schonung seiner Kräfte und Gefühle ist Verzärtelung, und hat Schwäche und Kraftlosigkeit zur Folge, und ein allmähliges Erlöschen der Lebenskraft aus Mangel an Uebung; so wie eine Erschöpfung derselben durch zu häufigen und starken Gebrauch derselben. Im Alter sich pflegen oder pflegen zu lassen, bloß um seine Kräfte zu schonen und das Leben zu verlängern, bewirkt gerade das Widerspiel, nehmlich ein frühes Altwerden, und eine Verkürzung des Lebens. Ungemächlichkeiten, z. B. das Ausgehen in schlimmen Wetter, muß man nicht vermeiden, und Arbeiten, die man selbst verrichten könnte, nicht an Andere übertragen.

Der

Der Stoicismus, als Grundsatz der Diätetik, gehört also nicht bloß zur practischen Philosophie, als Tugendlehre, sondern auch als Heilkunde. Diese ist alsdann philosophisch, wenn bloß die Macht der Vernunft im Menschen, über seine sinnlichen Gefühle durch einen sich selbst gegebenen Grundsatz Meister zu seyn, die Lebensweise bestimmt. Dagegen, wenn sie diese Empfindung zu erregen oder abzuwehren die Hülfe außer sich in körperlichen Mitteln sucht, sie bloß empirisch und mechanisch ist.

Hypochondrie oder Grillenkrankheit.

Die Krankheit des Hypochondristen besteht darin, daß gewisse innere körperliche Empfindungen nicht sowohl ein wirklich vorhandenes Uebel im Körper entdecken, als vielmehr es nur besorgen lassen. Die menschliche Natur ist von der be-

besondern Beschaffenheit, durch Aufmerksamkeit auf gewisse locale Eindrücke das Gefühl derselben zu verstärken, oder auch anhaltend zu machen. Dahingegen entweder durch eine vorsetzliche oder andere zerstreuende Beschäftigung bewirkte Abstraction, jene nachlassen, und wenn die letztere habituell wird, gar wegbleiben macht.

Auf diese Weise wird die Hypochondrie, als Grillenkrankheit, die Ursache von Einbildungen körperlicher Uebel, von denen sich der Patient bewußt ist, daß es Einbildungen sind, sich aber doch von Zeit zu Zeit nicht entbrechen kann, sie für etwas Wirkliches zu halten, oder umgekehrt, da er sich über ein wirklich körperliches Uebel, etwa über Beklommenheit und Blähungen, Einbildungen von allerley bedenklichen äußern Begegnissen und Sorgen über sein Geschäfte macht, welche aber so bald verschwinden, als nach vollendeter Verdauung die Blähung aufgehört hat.

Der Hypochondrist ist ein Grillenfänger von der kümmerlichsten Art; eigensinnig

sich

sich seine Einbildungen nicht ausreden zu lassen; dem Arzt immer zu Halse gehend, der mit ihm seine liebe Noth hat, ihn auch nicht anders als ein Kind, mit Pillen aus Brodkrumen statt Arzeneymitteln, beruhigen kann. Wenn dieser Patient, der vor immerwährendem Kränkeln nie krank werden kann, medizinische Bücher zu Rathe zieht, dann wird er vollends unerträglich, weil er alle die Uebel in seinem Körper zu fühlen glaubt, die er im Buche liest.

Ein vernünftiger Mann" statuirt keine solche Hypochondrie, sondern wenn ihn Beängstigungen anwandeln, die in Grillen und selbst ausgedachte Uebel ausschlagen wollen, so fragt er sich, ob ein Gegenstand derselben da sey. Findet er nichts, was eine gegründete Ursache zu dieser Beängstigung abgeben kann, oder sieht er ein, daß, wenn auch gleich ein wirkliches Uebel vorhanden wäre, doch dabey nichts zu thun möglich sey, um seine Wirkung abzuwenden, so geht er mit diesem Ausspruche seines innern Gefühls zur Tagesordnung, und läßt seine Beklommenheit, als ob sie ihm nichts an-

angienge, an ihrer Stelle liegen, und richtet seine Aufmerksamkeit auf die Geschäfte, mit denen er zu thun hat.

Ich habe wegen meiner flachen und engen Brust, die für die Bewegung des Herzens und der Lunge wenig Spielraum läßt, eine natürliche Anlage zur Hypochondrie, welche in frühern Jahren bis an den Ueberdruß des Lebens grenzte. Aber die Ueberlegung, daß die Ursache dieser Herzbeklemmung vielleicht bloß mechanisch, und nicht zu heben sey, brachte es bald dahin, daß ich mich an sie gar nicht kehrte, und während dessen, daß ich mich in der Luft beklommen fühlte, im Kopfe doch Ruhe und Heiterkeit herrschte, die sich auch in der Gesellschaft nicht nach abwechselnden Launen, wie Hypochondrische pflegen, sondern absichtlich und natürlich mitzutheilen nicht ermangelte. Und da man des Lebens mehr froh wird durch das, was man im freyen Gebrauch desselben thut, als was man genießt, so können Geistesarbeiten eine andere Art von beförderten Lebensgefühl den Hemmungen entgegen setzen, welche bloß den Körper angehen.

Die

Die Beklemmung ist mir geblieben, denn ihre Ursache liegt in meinem körperlichen Bau. Aber über ihren Einfluß auf meine Gedanken und Handlungen bin ich Meister geworden, durch Abkehrung der Aufmerksamkeit von diesem Gefühle, als ob es mich gar nicht angienge.

Romane und Vergeßlichkeit.

Die **Vergeßlichkeit** ist oft die Wirkung einer habituellen Zerstreuung, welche vornehmlich die **Romanleserinnen** anzuwandeln pflegt. Denn weil bey dieser Leserey die Absicht nur ist, sich für den Augenblick zu unterhalten, indem man weiß, daß es bloße Erdichtungen sind, die Leserin hier also volle Freyheit hat, im Lesen nach dem Laufe ihrer Einbildungskraft zu dichten, welches natürlicherweise zerstreut, und die Geistesabwesenheit habituell macht, so muß das Gedächtniß unvermeidlich dadurch geschwächt werden.

Diese Uebung in der Kunst, die Zeit zu tödten, und sich für die Welt unnütze zu machen, hintennach aber doch über die Kürze des Lebens zu klagen, ist, abgesehen von der phantastischen Gemüthsstimmung, welche sie hervor bringt, einer der feindseligsten Angriffe auf das Gedächtniß.

Falsche Popularität.

Die Kunst, oder vielmehr die Gewandheit, im gesellschaftlichen Tone zu sprechen, und sich überhaupt modisch zu zeigen, welche, wenn es Wissenschaften betrifft, fälschlich Popularität heißt, sondern vielmehr geputzte Seichtigkeit genannt werden kann, deckt manche Armseligkeit des eingeschränkten Kopfes. Aber nur Kinder lassen sich dadurch irre leiten. Deine Trommel, sagte der Quäker beym Addison zu dem in der Kutsche neben ihm schwatzenden Officier, ist ein Sinnbild von dir; sie klingt, weil sie leer ist.

M o d e g e s c h m a c k.

Es ist ein natürlicher Hang des Menschen, sich in seinem Betragen mit einem Bedeutendern in Vergleichung zu stellen, und seine Weise nachzuahmen. Ein Gesetz dieser Nachahmung, in dem, wobey übrigens auf keinen Nutzen Rücksicht genommen wird, nicht geringer, als Andere zu erscheinen, heißt M o d e.

Diese gehört also unter den Titel der E i t e l k e i t, weil sie keinen innern Werth beabsichtiget; ingleichen der T h o r h e i t, weil dabey doch ein Zwang ist, sich durch bloßes Beyspiel, das uns viele in der Gesellschaft geben, knechtisch leiten zu lassen. I n d e r M o d e s e y n ist eine Sache des Geschmacks; der außer der Mode einem vorigen Gebrauche anhängt, heißt a l t v ä t e r i s c h; der gar einen Werth darein setzt, außer der Mode zu seyn, ist ein Sonderling. Besser ist es aber doch immer, ein Narr in der Mode, als ein Narr außer der Mode zu seyn. Diesen harten Namen verdient

die Modesucht aber nur alsdenn, wenn sie der Eitelkeit wahren Nutzen oder wohl gar Pflichten aufopfert.

Alle Moden sind schon ihrem Begriffe nach veränderliche Lebensweisen. Denn wenn das Spiel der Nachahmung fixirt wird, dann wird diese zum Gebrauch, wobey es denn auf den Geschmack gar nicht mehr angesehen ist. Die Neuigkeit ist es also, was die Mode beliebt macht, und erfinderisch in allerley äußern Formen zu seyn, wenn diese auch öfters ins Abentheuerliche und zum Theil Häßliche ausarten, gehört zum Ton der Hofleute, vornehmlich der Damen, denen dann Andere begierig nachfolgen, und sich in niedrigen Ständen noch lange damit schleppen, wenn jene sie schon abgelegt haben. Also ist die Mode nicht eigentlich eine Sache des Geschmacks, sondern der bloßen Eitelkeit vornehm zu thun, und des Wetteifers, einander dadurch zu übertreffen.

Gemeines und vornehmes Gesicht.

Man spricht von gemeinem Gesicht, im Gegensatz mit dem vornehmen. Es bedeutet nichts weiter, als eine angemaßte Wichtigkeit, mit höfischer Manier der Einschmeichelung verbunden, welche nur in großen Städten gedeyt, da sich Menschen an einander reiben, und ihre Rauhigkeit abschleifen. Daher Beamte, auf dem Lande gebohren und erzogen, wenn sie mit ihrer Familie zu städtischen ansehnlichen Bedienungen erhoben werden, oder sich auch nur dazu standesmäßig qualificiren, nicht bloß in ihren Manieren, sondern auch in dem Ausdrucke des Gesichts etwas Gemeines zeigen.

Denn da sie in ihrem Wirkungskreise sich ungeniert fühlten, indem sie es fast nur allein mit ihren Untergebenen zu thun hatten, so bekamen die Gesichtsmuskeln nicht die Biegsamkeit, in allen Verhältnissen gegen Höhere, Geringere und Gleiche, das ihrem Umgange und den damit ver-

bundenen Affecten angemessene Mienenspiel zu cultiviren, welches, ohne sich etwas zu vergeben, zur guten Aufnahme in der Gesellschaft erfordert wird. Dagegen die in städtischen Manieren geübten von gleichem Range, indem sie sich bewußt sind, hierin über Andere eine Ueberlegenheit zu haben, dieses Bewußtseyn, wenn es durch lange Uebung habituell wird, mit bleibenden Zügen in ihrem Gesichte abdrücken.

Denn oft wiederholte, die Gemüthsbewegungen auch unwillkührlich begleitende, Mienen, werden nach und nach stehende Gesichtszüge, welche aber im Sterben wieder verschwinden. Daher, wie Lavater anmerkt, das im Leben den Bösewicht verrathende abschreckende Gesicht sich im Tode gleichsam veredelt, weil nun, da alle Muskeln nachlassen, gleichsam der Ausdruck der Ruhe, welche unschuldig ist, übrig bleibt. So kann es auch kommen, daß der seine Jugend bis dahin unverführt zurückgelegt habende Mann in spätern Jahren, bey aller Gesundheit, doch durch Liederlichkeit ein anderes Gesicht bekommt,

aus

aus welchem aber nicht auf seine Naturanlage zu schließen ist.

Devote, wenn sie lange in den mechanischen Andachtsübungen disciplinirt, und gleichsam darin erstarrt sind, bringen, bey einer machthabenden Religion oder Cultus, in ein ganzes Volk Nationalzüge hinein, welche sie selbst physiognomisch characterisiren. So spricht Herr Fr. Nicolai von fatalen gebenedeyeten Gesichtern in Bayern; dagegen John Bull von Altengland, die Freyheit unhöflich zu seyn, wohin er kommen mag, es sey in der Fremde, oder gegen Fremde in seinem eigenen Lande, schon in seinem Gesichte bey sich führt. Es giebt also auch eine Nationalphysiognomie, ohne daß diese eben für angebohren gelten darf.

Auch in Gesellschaften, die das Gesetz zur Strafe zusammen gebracht hat, giebt es characteristische Auszeichnungen. Von den Gefangenen im Rasphuis in Amsterdam, in Bicetre in Paris und in Newgate in London merkt ein geschickter reisender deutscher Arzt an, daß es doch mehren-

theils knochigte, und sich ihrer Ueberlegenheit bewußte Kerle waren. Von keinem aber wird es erlaubt seyn, mit dem Schauspieler Q u i n zu sagen: wenn dieser Kerl nicht ein Schelm ist, so schreibt der Schöpfer keine leserliche Hand. Denn um so gewaltsam abzusprechen, dazu würde mehr Unterscheidungsvermögen des Spiels, welches die Natur mit den Formen ihrer Bildung treibt, um bloß Mannigfaltigkeit der Temperamente hervor zu bringen, von dem, was sie hierin für die Moral thut oder nicht thut, gehören, als wohl irgend ein Sterblicher zu besitzen sich anmaßen darf.

VIII.

VIII.

Abhandlung.

Ueber den moralischen Wahrheitssinn, und das Interesse an practischer Wahrheit.

1) Worin besteht der moralische Wahrheitssinn?

Obgleich der in der Idee des Moralgesetzes enthaltene und angekündigte Wille der reinen Vernunft als solcher kein Gefühl bey sich führt, und von dem sinnlichen Begehrungsvermögen wesentlich unterschieden ist, so wirkt doch der reine Vernunftwille durch die Idee des Pflichtgebots auf die Sinnlichkeit, und bringt in dieser ein Gefühl der Achtung gegen das Gesetz hervor, indem sich dasselbe die Neigungen unterwürfig macht, und sie

die absolute Majestät und Erhabenheit des Willens der practischen Vernunft, als einer vernünftigen Persönlichkeit, wahrnehmen läßt.

Dieß Gefühl der Achtung ist eines Theils demüthigend, niederschlagend und schmerzhaft; andern Theils ist es aber auch beseligend, erhebend, und ein das Gemüth mit Freudigkeit und Zufriedenheit erfüllendes Gefühl. Demüthigend ist es, in wie fern das Moralgesetz die Neigungen einschränkt, und ihren Zwecken Abbruch thut, und erhebend ist es, in wie fern die Göttlichkeit und Erhabenheit des Gesetzes von der Sinnlichkeit verspürt wird.

Das Gefühl der Achtung ist nun der moralische Wahrheitssinn, oder das Interesse, welches der Mensch am Moralgesetz, als einem Ausspruche seines vernünftigen Willens *), nimmt.

Der

*) Das Moralgesetz ist nichts anders, als der Inhalt und Inbegriff des Willens der reinen Vernunft, oder unserer eigentlichen, das

Der moralische Wahrheitssinn ist aber in den natürlichen, und in den aus Pflicht selbst erworbenen, einzutheilen. Unter jenem versteh ich das Interesse, welches der Mensch mehr oder weniger auch ohne Pflichtbefolgung am Moralgesetze nehmen kann, ja bisweilen unwillkührlich nehmen muß.

Jeder Mensch ist durch seine Natur ein moralisches Wesen, und muß als solches bisweilen unwillkührlich an Pflicht und Recht ein Interesse nehmen. Selbst ein Bösewicht fühlt sich dann und wann aus einem innern moralischen Antriebe ge-

das ist, vernünftigen, Persönlichkeit. Dieser Begriff von dem Pflichtgebote, als eines Gebotes unsers vernünftigen Selbst, ist auch zugleich der Hauptschlüssel zum Verständniß folgender Ausdrücke: „Der Wille ist sich in „seinem Wollen ein Selbstzweck; etwas bloß „um des Gesetzes willen thun, wenn gleich alle „Materie, alle Sinnenglückseligkeit, ja das „Sinnenleben selbst, dadurch verlohren gehen „sollte.“ Denn es ist ganz natürlich, daß der göttliche Zweck unserer Persönlichkeit dem vergänglichen Zwecke unserer Sinnlichkeit vorgezogen wird.

genöthiget, irgend eine gute That zu thun, und eine böse zu vermeiden, oder doch wenigstens bey den edlen Handlungen eines Andern Achtung, bey den schlechten aber Widerwillen und Abscheu, zu empfinden. Aber alles dieses Interesse, welches der Mensch, vermöge seiner physischen und moralischen Natur, gleichsam wider Willen am Moralgesetze nehmen muß, ist bloß eine Wirkung seiner moralischen Naturanlage, nicht aber des guten Willens aus Freyheit und Pflicht, und kann ihm daher eben so wenig, wie jedes andere angebohrne Talent, als etwas Selbsterworbenes und Verdienstliches zugerechnet werden.

Aber auch selbst alsdann, wenn der angebohrne Wahrheitssinn anfänglich durch eine gute Erziehung, und hernach durch eigene Willkühr und Selbstthätigkeit cultivirt und bis zu einem hohen und liebenswürdigen Grade ausgebildet worden ist, muß dieser veredelte Wahrheitssinn, so lange er ohne Befolgung der Wahrheit bleibt, immer noch als ein bloß

na-

natürlicher und angebohrner beurtheilt werden. Denn so liebenswürdig, enthusiastisch und thätig auch ein solcher selbsterworbener Wahrheitssinn seyn mag, so ist er doch, wenn er nicht sogleich in Pflichtbefolgung übergeht, von der freyen Willkühr bloß aus einer Natururſache, nehmlich um des moralisch-ästhetischen Vergnügens, nicht aber um des Tugendgesetzes willen, erhöhet und ausgebildet worden. Der Mensch nimmt in diesem Falle nur in so fern ein Interesse an dem Moralgesetze, in wie fern ihm das leztere eine Quelle des edlern und ästhetischen Vergnügens eröffnet, nicht aber in wie fern ihn dasselbe auch zugleich zu mühevollen Selbstverläugnungen und Selbstbekämpfungen auffordert.

Ob demnach gleich das Interesse am Moralgesetze und an der Sittlichkeit von dem Menschen freywillig und sorgfältig bis zu einem edlen Enthusiasmus ausgebildet worden ist, so ist dasselbe, (wenn die Achtung gegen das Gesetz nicht zugleich durchgängig

gig die höchste Triebfeder seines Wollens und Handelns ausmacht,) immer noch ohne moralischen Werth, und kein Product eines guten Willens. Denn eben der Mangel an Pflichtbefolgung, welche oft den edelsten Enthusiasmus einschränkt und verwirft, ist ein untrüglicher Beweis, daß der Wahrheitssinn nur aus Neigung, und um des ästhetischen Vergnügens, nicht aber um der Pflicht willen, gepfleget und erhöhet worden ist. Wäre ein guter Wille die Ursache von dem Interesse an Moralität, so würde dasselbe jederzeit auch da in Handlung übergehen, wo dem Gesetze schlechterdings eine Neigung aufgeopfert werden muß, wenn anders der Wille nicht mit dem moralischen Gefühl in Widerspruch gerathen, und also die That das gerade Gegentheil von dem Wahrheissinne seyn soll.

Wenn nun aber die Antriebe zur Cultur des Wahrheitssinnes bloß aus einem natürlichen Hange nach ästhetischem Vergnügen hervor gekeimt sind,

sind, so darf man auch einem solchen selbst-erworbenen Wahrheitssinne keinen höhern Werth beylegen, als demjenigen, welchen ein Jeder durch seine vernünftige Natur in einem gewissen Grade hat, und haben muß, er mag wollen oder nicht. Die Neigungen mögen durch ein günstiges Temperament, durch gute Erziehung, und durch Beschäftigung mit Künsten und Wissenschaften, noch so sehr veredelt und dem Moralgesetze anhängig gemacht worden seyn, so ist doch dieß alles, ohne Pflichtbefolgung, die Moralität noch nicht selbst, sondern nur eine schätzenswerthe Vorbereitung dazu. Denn alle Neigungen, selbst die edelste, der moralische Enthusiasmus, müssen sich der Disciplin des Gesetzes unterwerfen, und ihre Zwecke, wenn es das letztere fordert, aus Achtung gegen dasselbe aufgeben. Ohne Pflichtbefolgung aus Achtung gegen das Gesetz, mangelt dem Wahrheitssinne gleichsam das erste Glied, durch welches alle übrigen Glieder der moralischen Wahrheit erst Haltung und Lauterkeit bekommen können.

Das Gesetz fordert Gehorsam, es mag der Sinnlichkeit kosten, was es will. Dieß ist die Grundwahrheit in einer Pflichtenlehre. Nun widerstrebt aber ein bloß natürlicher und ästhetischer Wahrheitssinn diesem ersten Grundsatze der Moral, indem er das, was ohne alle Rücksicht und Bedingung Pflicht ist, nur alsdann erfüllt, wenn es seiner Sinnlichkeit angenehm ist, und mit seinen Neigungen übereinstimmt. In diesem Falle mag er nun alles, ja selbst sein Leben, um eines guten Zwecks willen hingeben, er opfert damit dennoch bloß der edlern und höhern Neigung eine geringere, nicht aber überhaupt die Neigung der Pflicht auf. Das Schmerzhafte, was mit einer enthusiastischen und schwärmerischen Aufopferung verbunden ist, ist dem, der sich aus Neigung und Enthusiasmus aufopfert, nicht mehr schmerzhaft, eben so wenig, als die Aufopferungen aus den unedlern Neigungen des Geitzes, der Ehrsucht und der Rache dem, der sich diesen Neigungen leidenschaftlich ergiebt, etwas Unangenehmes sind. Wo aber bloß eine niedere Neigung

durch

durch eine höhere beherrscht wird, da ist noch keine Moralität in der Herrschschaft, und es ist bloß das Werk des Temperaments, der Erziehung und überhaupt des Zufalls, daß nicht das Gegentheil Statt findet, und irgend eine unedle und verächtliche Leidenschaft das Regiment behauptet. Daher heißt auch vor einem moralischen Gerichte das Urtheil über einen bloß natürlichen und ästhetischen Wahrheitssinn so: wenn er nur liebt und thut, was ihm gefällt, was thut er da Sonderliches! Thun nicht die verworfensten Menschen eben dasselbe?

Der lautere, und vor einem göttlichen Gerichte gültige, Wahrheitssinn, muß demnach nicht bloß ein selbsterworbener, sondern auch ein aus Pflicht entsprungener seyn. Er begreift dasjenige Interesse am Moralgesetze und allen seinen Aussprü-

chen in sich, welches nur aus einem guten Willen und aus wirklicher Pflichtbefolgung hervor gehen kann; er ist nichts anders, als der gute Wille, in allen Fällen bloß die Aussprüche des Moralgesetzes, als die höchsten Wahrheitsurtheile, zu erkennen, zu achten und zu befolgen, alle andere Urtheile aber, (ob sie gleich übrigens, nach den Gesetzen der Klugheit und der theoretischen Vernunft, zu Gunsten der Neigungen und des eigenen Vortheils ebenfalls vollkommen wahr seyn *) möchten,) dennoch der Stimme der Pflicht und des Gesetzes unterzuordnen.

Das

*) Nach der Neigung ist es z. B. vollkommen wahr, daß ein Mensch lieber reich, als arm ist. Nach den Gesetzen der Klugheit und der theoretischen Vernunft ist es ferner vollkommen wahr, daß

Das wirkliche und aufrichtige Pflicht-interesse unterscheidet sich demnach von dem natürlichen, ästhetischen und enthusiastischen

daß derjenige, welcher schlechterdings reich werden will, seinen Zweck bisweilen bloß durch Betrug, Schmeicheley, Geitz, Grausamkeit und andere ähnliche Mittel erlangen kann. Aber das Moralgesetz verwirft in diesem Falle die Befolgung dessen, was nach den Klugheitsgesetzen wahr und richtig ist. Nach dem Gewissen ist es eine Lüge, vorzugeben, daß man sich, zur Erlangung irgend eines Zweckes oder Vortheils, auch unedler, liebloser und hinterlistiger Mittel bedienen müsse, wenn man seine Absicht durch nichts Anderes erreichen könne. So ist also bisweilen dasjenige, in Beziehung auf das Moralgesetz, eine offenbare Unwahrheit, was doch, in Beziehung auf theoretische Vernunftgesetze, eine unbedingte Wahrheit ist, und derjenige, welcher bloß nach theoretischen Vernunftgesetzen, und nicht zugleich nach practischen, urtheilt, handelt allerdings vollkommen vernünftig, wenn er sich auch unrechtmäßiger Mittel mit Klugheit und Vorsicht zu seinen Absichten bedient.

dadurch, daß sich jenes, auch selbst bey dem heftigsten Widerstande der Klugheit und der Neigungen, dennoch nicht von dem Gehorsam gegen das Gesetz abhalten läßt, dieses aber das von dem Gesetze Anbefohlene nur alsdann in Ausübung bringt, wenn dasselbe zugleich zufälliger Weise den Neigungen angenehm ist. Der ästhetische Wahrheitssinn empfindet das Rechte und Gute mit Wohlgefallen, aber er thut es nicht, wenn nehmlich das Thun mit Aufopferung irgend einer Lieblingsneigung verbunden ist. Der ächte Wahrheitssinn hingegen muß das, was er als gut und als Pflicht erkannt hat, auch befolgen, und alle Einwendungen, welche die Neigung gegen die Pflichtbefolgung hervor bringet, von sich weisen.

Diese Darstellung des Wahrheitssinnes ist nun zugleich ein Spiegel einer tiefern moralischen Selbsterkenntniß, der uns

in der Vorhaltung einer ächten Wahrheitsliebe, auch zugleich die Täuschungen und Blendwerke einer unlautern kennbar macht. Zu einer solchen Selbsterkenntniß, und zu den daraus hervorgehenden Maßregeln der Selbstveredlung muß diese Bestimmung des Wahrheitssinnes auch einzig und allein angewandt werden; keinesweges aber darf sie uns ein Maßstab zur Schätzung der Moralität Anderer seyn, so daß wir uns dadurch verleiten ließen, die Lauterkeit der Tugend anderer guter Menschen zu bezweifeln, und sie nun deshalb geringer zu schätzen. Denn theils ist es uns nicht immer möglich, zu beurtheilen, ob der Wahrheitssinn des Andern lauter sey, oder nicht. Theils ist der natürliche und ästhetische Wahrheitssinn eine schätzbare Vorbereitung zur Annehmung des ächten und lautern. Theils ist er auch eine Quelle vieler edlen, nützlichen und gesetzmäßigen, wenn gleich darum noch nicht moralischen,

lischen, Handlungen, und läßt den Menschen nicht leicht bis zur eigentlichen Lasterhaftigkeit herab fallen.

2) Wie äußert sich der moralische Wahrheitssinn in seiner Unlauterkeit? und wie in seiner Lauterkeit?

Der natürliche, ästhetische und enthusiastische Wahrheitssinn nimmt an allem, was ihm das physische und moralische Wohl des Menschengeschlechts zu befördern scheint, ein Interesse. Er freut sich oft inniger über die Anstalten zur Beförderung der Aufklärung und Glückseligkeit Anderer, als über seinen eigenen Vortheil. Er legt hie und da selbst die Hand an das Werk, und opfert der guten Sache manches auf, aber immer geht seine Aufopferung nur so weit, als Neigung und Enthusiasmus reichen. Aus Pflicht geschieht

im

im Grunde nichts von ihm. Er sagt zwar wohl, sein Eifer für die gute Sache sey Pflicht, und hat auch darin ganz recht; nur handelt er nicht aus Pflicht, denn er täuscht sich selbst, und hält eine Triebfeder für die der Pflicht, die es doch nicht ist.

Man stelle sich zum Beyspiel jenen Richter, der über den Unschuldigsten, welchen die Geschichte kennt, das Todesurtheil sprechen sollte. Er war nicht ohne Wahrheitssinn; er versuchte es auf mancherley Weise, den Heiligen zu retten. Als ihm aber mit der Anklage bey dem Kayser gedroht ward, verurtheilte er den Gerechten dennoch zum Tode. Das war klug gehandelt, und giebt ein Beyspiel, wie der Wahrheitssinn gar wohl mit der ungerechtesten Handlung vereiniget werden kann. Die Pflicht gebot ihm, gerecht zu seyn, wenn es auch die nachtheiligsten Folgen für ihn haben

sollte. Aber nach dem Urtheile der Klugheit, und dem Grundsatze des Egoismus, hatte er bereits wohl schon zu viel Gerechtigkeitssinn bewiesen. Er fühlte zwar sein Unrecht, das er durch seine Einwilligung in das Verlangen des Volks begieng, aber die Klugheit zeigte ihm durch Selbsttäuschung einen Ausweg, die Verschuldung nicht sich, sondern dem Volke zuzuschreiben.

Ganz anders äußert sich der wahre, aus der Achtung gegen das Gesetz hervorgehende Wahrheitssinn. Er bleibt sich unter allen Umständen getreu, und handelt niemahls seiner Ueberzeugung zuwider; er ist geübt, das Rechte und Gute in jedem Verhältnisse zu erkennen, und läßt sich durch keine Blendwerke der Sophisterey überreden, daß bisweilen das Unrecht recht, und das Rechte unrecht sey. Er äußert sich mehr in Thaten, als in

Worten, mehr in Ruhe, als in Enthusiasmus. Das vollkommenste Beyspiel davon giebt uns der, den wir als den Urheber unserer moralischen und religiösen Ausbildung verehren. Ihm war kein Opfer zu theuer, das er der Wahrheit und der Pflicht bringen sollte. Sein Wahrheitssinn bezog sich nicht bloß auf das Gefühl, sondern er bewies sich auch durch Gesinnung, Wollen und That; er übte die Wahrheit auch aus, für die er ein Interesse empfand, und kein irdischer Vortheil, keine eigennützige Neigung konnte ihn von der Befolgung der Pflicht abhalten.

3) Ist es möglich, daß sich ein jeder Mensch den ächten Wahrheitssinn eigen machen kann? und welche Mittel können dazu dienen?

Den lautern, unverfälschten Wahrheitssinn zu haben, ist Pflicht und Bestim-

mung des Menschen, und muß deswegen schon aus diesem Grunde einem Jeden eigenthůmlich werden kǒnnen. Aber vermǒge des natůrlichen Hanges des menschlichen Herzens zur Unlauterkeit, und vermǒge der Verhåltnisse, in welchen sich der grǒßte Theil der Menschen befindet, ist es wenigstens gegenwårtig noch nicht mǒglich, daß ein jeder ein reines Interesse fůr Wahrheit und Pflicht in sich erzeugen kǒnne. Wir wollen aber die Aufgabe verengen, und dadurch practischer machen, indem wir sie nehmlich so stellen: Ist es mǒglich, daß sich ein jeder, welcher sich bereits durch Cultur den natůrlichen, åsthetischen und enthusiastischen Wahrheitssinn erworben hat, nun auch den lautern und unverfålschten eigenthůmlich machen kǒnne?

Unter den Edlern und Gesitteten glaubt wohl keiner so wenig an Freyheit, Morali-

ralität und Güte der menschlichen Natur, um nur einen Augenblick an der Möglichkeit eines solchen Erwerbes zweifeln zu können. Wer seinen angebohrnen Wahrheitssinn nicht nur bewahret, sondern auch durch Religion, Künste und Wissenschaften ausgebildet und erhöhet hat, den kann nichts, als der Mangel eines guten Willens hindern, sich der Pflicht aufrichtig zu widmen, und ihr alles Andere nachzusetzen. Temperament, Gewohnheiten und Verhältnisse können die Annehmung eines solchen Wahrheitssinnes wohl erschweren, aber nicht unmöglich machen.

Die Meinung, der Mensch sey auch in seinem moralischen Verhalten, wie in dem physischen, durch Naturhindernisse gefesselt, ist ein überaus schädliches Vorurtheil, welches nur darum von der Willkühr in Schutz genom-

men wird, weil es die Neigungen begünstiget, und sie in tausend Fällen von der Pflicht frey spricht, ohne deshalb strafbar zu werden. Das Können in der Pflichtbefolgung wird niemahls mangeln, so bald nur das Wollen da ist. Das Physische, die äußere Handlung, und ihr Erfolg, steht freylich nicht immer in unserer Gewalt, aber doch das Moralische, die innere Gesinnung und Willenshandlung. In einer bedeutenden Krankheit kann man freylich seine Berufspflichten nicht erfüllen, aber diese wirklich zu erfüllen, ist auch nicht des Patienten Pflicht, sondern für seine Gesundheit zu sorgen, und sich in den Willen Gottes zu ergeben.

Aber durch welche Mittel soll nun das aufrichtige Wollen des Guten hervorgebracht werden? Wenn einer, der sich durch sich selbst zum Besitz des lautern

Wahr-

Wahrheitssinnes verhelfen wollte, diese Frage an mich thäte, so würde ich ihm ohngefähr Folgendes antworten: Beschäftige Dich eine Zeitlang ernstlich und anhaltend vorzüglich mit solchen Ideen und Vorstellungen, welche einen tiefen Eindruck auf Dich machen, indem sie Dich von der Göttlichkeit der Pflicht, und von der Geringfügigkeit aller übrigen Dinge überzeugen. Aber welche Vorstellungen bewirken dieß? Du wirst sie schon selbst finden, wenn es Dir mit Deinem Suchen und mit Deiner Besserung ein Ernst ist! Indessen will ich Dir einige der vorzüglichsten nennen. Halte Deinem Willen oft den reinen Pflichtbegriff, oder den unverfälschten Ausspruch des Gewissens, vor, und lies deshalb fleißig solche Schriften *), in welchen Du densel-

*) Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß das Neue Testament hierin immer das erste und brauchbarste Buch ist. Aber auch an-

ben mit Licht und Wärme vorgetragen gefunden hast. Hiermit verbinde das öftere Betrachten solcher Beyspiele aus der Vorzeit und aus Deinem Zeitalter, in welchen Du die Liebenswürdigkeit der Tugend in Thaten, Aufopferungen und Früchten erblickst. Suche Dir, wo möglich, einen Freund, der mit Dir von gleicher Gesinnung ist, und nach eben dem Ziele strebt, welches zu erreichen Dein eifrigstes Bemühen ist. Diese und ähnliche Mittel aufrichtig gebraucht, werden Dir gewiß bald einen reinen himmlischen Wahrheitssinn einflößen.

Wollte aber jemand nach den Mitteln fragen, welche angewandt werden müssen, um bey Andern durch Erziehung den Wahr-

andere vortreffliche Erbauungsbücher sind zu empfehlen. Z. B. die Gellertschen, Cramerschen und Anderer Lieder, und die Reinhardischen und Zollikoferschen Predigten. Aber wer zur Erbauung liest, muß äußerst wenig lesen, aber desto mehr nachdenken, anwenden und befolgen.

Wahrheitssinn zu befördern und auszubilden, so würde ich ihm die Hauptresultate der vielen und mannigfaltigen Erziehungsschriften mittheilen, deren Aufzählung und Entwickelung aber die gegenwärtige Absicht nicht gestattet. Sollte ich jemahls selbst etwas über die Erziehungskunst aufsetzen, so würde ich dieselbe in Behandlung, Beyspiel und Belehrung eintheilen. Am Schlusse meines Aufsatzes würde ich hinzu setzen: wenn Du das Alles befolgest, so stehe ich Dir dafür, Dein Kind wird dadurch seine Bestimmung, als Mensch, erreichen. Ob Du aber, auch selbst bey dem besten Willen, das Alles wirst befolgen können, dafür bürge ich Dir nicht. Denn Du hast den Einfluß der Dinge auf den Willen eines Andern nicht immer so vollkommen in Deiner Gewalt, als Du ihn wohl bey Deiner moralischen Selbstbildung haben kannst, wenn Du anders nur willst.

So

So ist es denn allerdings möglich, sich den lautern Wahrheitssinn, in Beziehung auf die Pflichtbefolgung, zu erwerben und eigenthümlich zu machen. Und warum sollte dieß nicht möglich seyn, da es für den Menschen, vermöge seiner moralischen Natur, kein höheres und anziehenderes Interesse giebt, als das, was er in der Achtung gegen das Gesetz, an der Pflicht nimmt. Dieses Interesse am Moralgesetze ist der Inbegriff alles Heiligen, Göttlichen und Unvergänglichen; ist die unversiegbare selbstständige Quelle alles Glaubens und alles Hoffens. Wer nur einmahl ihren Nectartrank mit vollen Zügen getrunken hat, wird gewiß seinen Durst nur aus dieser Quelle, nicht aber aus den lügenhaften und betrüglichen Quellen der Leidenschaften, des Eigennutzes, der Eitelkeit, der Bequemlichkeit und anderer schimmernden Kleinigkeiten mehr, zu stillen suchen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kant, Immanuel,

Kantische Blumenlese, oder solche Stellen aus Kants Schriften, die für Jedermann faßlich, interessant und lehrreich sind

Bd.: [1]

Zittau ; Leipzig 1799

Ph.u. 406-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046666-3
VD18 90091299